



stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

123

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

2022
Sommer

MINORITY STRESS


Gesundheitliche Folgen der Diskriminierung

Sie haben Fragen an das Bundeskanzleramt?

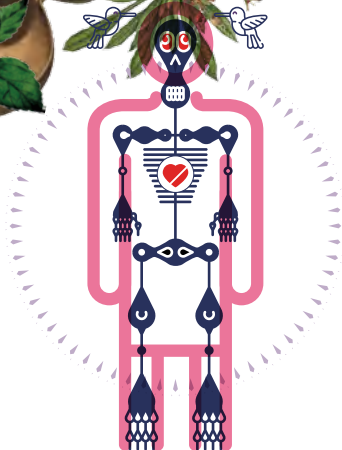
 service@bka.gv.at

 0800 222 666
Mo bis Fr: 8–16 Uhr
(gebührenfrei aus ganz Österreich)

 +43 1 531 15-204274

 Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1
1010 Wien

stimme 125 >>



Cover & Illustrationen: Fatih Aydođdu

Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin, Verlegerin, Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | Gumpendorfer Straße 15/13, 1060 Wien | Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ongan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Jessica Beer, Raffaella Gmeiner, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess**

Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydođdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Daniel Müller** | www.syntext.at

Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.,** Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien |

office@dfd.co.at

Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Wien** |

Verlagspostamt: 1060 Wien

Anzeigen: **Ebru Uzun** | office@initiative.minderheiten.at

Abo-service: **Ebru Uzun** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

www.instagram.com/initiative_minderheiten

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Gamze Ongan
- 06** | **Stimmfrage**
Hakan Gürses
- 08–10** | **Minority Stress** | Psychische Belastungen durch Ungleichheit und Diskriminierung
Leonore Lerch
- 11–13** | **Gesellschaftliche Machtverhältnisse in Analyse**
Für eine plurale und intersektionale Psychoanalyse
Esther Hutfless
- 14–16** | **Fluchtreflex**
Ein Gespräch über Mikroaggressionen im Alltag
Persson Perry Baumgartinger | Alex Jürgen*
- 17–19** | **Wie klingt Vielfältigkeit?**
Musiktherapie im Kontext sozialer Ungleichheit
Miriam Adolf | Julia Fent | Jo*hanna Russ
- 20–21** | **Von der Schwierigkeit, die richtigen Worte zu finden**
Stigmatisierung psychisch beeinträchtigter Menschen
Michaela Lödler
- 22–25** | **Stimme-Talk**
Kränkungen und Diskriminierungen entgegenwirken
Sanda Schmidjell | Klaus Ottomeyer | Linda Açıklan mit Cornelia Kogoj
- 26** | **Unverschämte Geschichten**
Jesus im Heiligen Land (Tirol)
Michael Oertl
- 27** | **„Sa tumare pačivake“**
Ruža Nikolić Lakatos (1945–2022)
Ursula Hemetek
- 28–29** | **Nachlese**
Maike Cram
- 30** | **Groll**
Erwin Riess
- 31** | **„... und lossts eich nix gfoin!“**
Willi Resetarits (1948–2022)
Ursula Hemetek
- 32–33** | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihren Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Medieninhaberin und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliedsbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adresse der Medieninhaberin und der Herausgeberin ist im Impressum angeführt.

Bildungsbiografien im Zeichen von Flucht und Migration

37 Lebensgeschichten von Frauen und Männern versammelt das Buch „Ich habe jetzt andere Träume für mein Leben. Bildungsbiografien im Zeichen von Flucht und Migration“, das von Mikael Luciak für die Initiative Minderheiten herausgegeben wurde.

Über einen Zeitraum von drei Jahren führten Personen aus einer Projektgruppe, die selbst Flucht- und Migrationserfahrung

haben, Gespräche mit ihren Peers zu deren Bildungsbiografien.

Begleitet wurde das Projekt von Peer-Mentor:innen, die Mentees auf ihrem Weg in Österreich beraten und sie auf deren Bildungswegen unterstützt haben. Die vorliegenden Geschichten zeigen, dass vielen trotz großer Herausforderungen der Weg in die höhere Bildung und zu beruflichem Erfolg in Österreich gelingt.

Mikael Luciak (Hg.) für die Initiative Minderheiten: Ich habe jetzt andere Träume für mein Leben. Bildungsbiografien im Zeichen von Flucht und Migration. Spittelberg Verlag, 2022.



Die Publikation wurde durch Projektförderungen aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds und des BMBWF ermöglicht.



Foto: Privatarchiv Kronenwetter

Petition zur Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa

Der Verein zur Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa fordert die österreichische Bundesregierung auf, die Anerkennung der Jenischen in Österreich umgehend umzusetzen. Zudem ersucht der Verein die österreichische Regierung, sich für die Anerkennung der Jenischen im gesamten europäischen Raum einzusetzen und diese zu unterstützen.

Diskriminierung und Ausgrenzung von Jenischen fortgesetzt, ohne Wiedergutmachung oder auch nur eine Entschuldigung. Die Anerkennung in Österreich und in Europa sehen wir als längst fälligen Schritt zur späten Rehabilitation der Jenischen, ihrer Kultur und Geschichte.

Jenische leben in Europa und in ganz Österreich, sie sind eine transnationale Minderheit. Der Europäische Jenische Rat spricht von ca. 500.000 Jenischen in Europa. Jenische haben eine eigene Sprache, das Jenische, das traditionell nur innerhalb der Familien weitergegeben wird. Die jenische Kultur ist eine mündlich überlieferte und fand bisher kaum Eingang in die Geschichtsschreibung.

In den späten 1980er Jahren waren es die Jenischen selbst, allen voran Romed Mugenast, die ein Bewusstsein für die Situation der Jenischen schufen. Ohne ihre Selbstorganisation würde es das nun im Regierungsprogramm verankerte Ziel „Prüfung der Anerkennung der jenischen Volksgruppe“ nicht geben.

Die Jenischen lebten immer schon in Österreich. Eine Minderheit, deren Geschichte von Armut und Diskriminierung, von Ausgrenzung und Marginalisierung, von Vertreibung, Verfolgung und Vernichtung geprägt ist. Selbst in der Zweiten Republik wurde

Bei der offiziellen Anerkennung der jenischen Volksgruppe seitens der Republik Österreich geht es vor allem um Immaterielles: um Wertschätzung, Respekt und Würde, um die Restitution von Menschenwürde für diese in Österreich stets „vergessene“ Minderheit.

mein.aufstehn.at/petitions/anererkennung-der-jenischen-in-osterreich-und-europa

Die jüdische Geschichte von Ankara

Das Projekt „Jewish Quarter Ankara Digital Platform“, eine Kooperation der türkischen Vereinigung freiberuflicher Architekt:innen und Virtual Projects, konzentriert sich auf die Archivierung des öffentlichen Raums unter Nutzung digitaler Technologien am Beispiel des jüdischen Viertels der türkischen Hauptstadt. Ziel ist es, das ehemalige jüdische Viertel Ankaras „Istiklal“ aus der Vergessenheit zu holen und ein gemeinsames kulturelles Gedächtnis zu schaffen.

ankommende an und verfügte über Schulen, eine Synagoge und einen *Beit Midrasch* (Thora-Studiensaal). Heute zeugen verfallene Herrenhäuser und eine beeindruckende Synagoge von der jüdischen Geschichte der Hauptstadt.

Die Geschichte der modernen jüdischen Gemeinde in Ankara reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück, als Juden und Jüdinnen, die vor der Verfolgung auf der Iberischen Halbinsel flohen, sich einer bereits bestehenden Gemeinde der griechischsprachigen jüdischen Community in der zentralanatolischen Stadt anschlossen. Das jüdische Viertel im Stadtteil Altındağ zog während der gesamten osmanischen Zeit Neu-

Die Initiative stellt die Geschichte der jüdischen Gemeinde Ankaras und des historischen jüdischen Viertels zusammen. Unter den Kapiteln „Juden von Ankara“, „Archiv des Schweigens“ und „Das jüdische Viertel von Ankara“ entstehen digitale Ausstellungen und ein dreidimensionaler virtueller Rundgang. Die Grundlage für das Archiv bilden wissenschaftliche Veröffentlichungen, Nachrichtenartikel, Katasteraufzeichnungen, persönliche Memoiren und Interviews mit ehemaligen jüdischen Einwohner:innen Ankaras.

www.jewishquarterankara.com
Instagram: [ankarayahudimahallesi](https://www.instagram.com/ankarayahudimahallesi)



Die Synagoge in Ankara um 1905-1906 | Quelle: Gizel Ender Hazan, „Memories“, Lulu Publications

Wer im Alltag Vorurteilen und Feindseligkeiten ausgesetzt ist, auf Bewerbungen öfter Absagen bekommt oder etwa erfahren muss, dass die kürzlich inserierte Wohnung schon vergeben sei, ist mit großer Wahrscheinlichkeit Angehörige:r einer sozialen Minderheit. Diskriminierungsformen wie Rassismus, Antisemitismus, Homophobie oder Ableismus schreiben sich in die Psyche und den Körper der Betroffenen ein.

Minority Stress beschreibt die erhöhte Stressbelastung für stigmatisierte Minderheitenangehörige und deren negative Folgen auf ihre psychische und körperliche Gesundheit. Erstmals 2003 durch den US-amerikanischen Sozialpsychologen Ilan H. Meyer bei lesbischen, schwulen und bi-Personen untersucht, bezieht sich das Modell auf den zusätzlichen Stress, den Angehörige marginalisierter Gruppen aufgrund von Feindseligkeiten im Alltag und struktureller Diskriminierung erfahren. Permanente Angst vor verbalen und physischen Übergriffen sowie mögliche internalisierte Ablehnung gegenüber der eigenen Gruppe verstärken die psychische Belastung. Auch der Verlust von Ressourcen, Einflussmöglichkeiten und Status in Folge der Stigmatisierung kann sich auf die Gesundheit auswirken.

Studien zu *Minority Stress* konzentrieren sich bis heute hauptsächlich auf LGBTIQ+-Personen, trotzdem ist das Modell ebenso gut auf andere minorisierte Gruppen anwendbar: Menschen mit Migrations- oder Fluchtgeschichte, ethnische Minderheiten, People of Colour, Menschen mit Behinderung u. v. m. Der US-amerikanische Psychologieprofessor Robert T. Carter etwa spricht mit *race-based-traumatic-stress* (2007) vom ständigen seelischen Schmerz als Folge rassistischer Diskriminierung.

Im aktuellen Schwerpunkt setzen sich Expert:innen aus wissenschaftlicher, therapeutisch-analytischer und *Betroffenensicht* mit dem *Stress der Minderheiten* und der Verantwortung der Psychotherapie auseinander.

Leonore Lerch, Vorsitzende des Wiener Landesverbands für Psychotherapie, forscht und arbeitet seit Jahren zu rassistischer- und gesellschaftskritischer Psychotherapie. In ihrem Beitrag ermöglicht sie einen Einblick in die Forschungslage zu *Minority Stress*. **Esther Hutfless**, Psychoanalytiker:in und Philosoph:in, plädiert für eine plurale und intersektionale Psychoanalyse durch Miteinbeziehung gesellschaftlicher Machtverhältnisse ins „Behandlungszimmer“.

In einem sehr persönlichen Gespräch tauschen sich **Persson Perry Baumgartinger** und **Alex Jürgen*** über nicht endenwollende Alltagsverletzungen bei trans*, inter* und nicht-binären Personen aus und schildern manche ihrer Überlebensstrategien.

Die Musiktherapeut:innen **Miriam Adolf**, **Julia Fent** und **Jo*hanna Russ** reflektieren die Verwobenheit von Musiktherapie mit gesellschaftlichen Normen und Machtverhältnissen. „Reden wir drüber!“, plädiert **Michaela Lödler** vom Tiroler Monitoringausschuss für die Überwachung der Rechte von Menschen mit Behinderungen – und weist auf die Wichtigkeit der Worte im Sprechen über psychische Beeinträchtigungen hin.

Gäste des **Stimme-Talks** sind drei Therapeut:innen, die mit Geflüchteten, Migrant:innen und NS-Überlebenden bzw. ihren Nachkommen arbeiten. **Sanda Schmidjell** (Peregrina), **Klaus Ottomeyer** (Aspis) und **Linda Açıklan** (Miteinander Lernen) sprechen mit **Cornelia Kogoj** über die Herausforderungen ihrer Arbeit und Forderungen an die Politik.

An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei **Dagmar Kogoj** und **Sanda Schmidjell** für ihre konzeptionelle Unterstützung bedanken.

WIR TRAUERN

Ende April und Anfang Mai 2022 sind **Willi Restarits** und **Ruža Nikolić-Lakatos** unerwartet von uns gegangen. Mit ihrem musikalischen Schaffen und politischen Engagement haben beide in Österreich sehr viel bewegt. **Ursula Hemetek** bedankt sich in ihrer Würdigung bei beiden Künstler:innen in unser aller Namen.

Die Erinnerung bleibt, die Zuversicht auch.
Mit den Worten von Ursula Hemetek:
„Danke für all das Schöne!“

Gamze Ongan | Chefredakteurin

Die dritte Option

Die Illusion ist das zähste Unkraut des Kollektivbewusstseins; die Geschichte lehrt, aber sie hat keine Schüler.

Antonio Gramsci

Der Krieg ist dieser Tage wieder zur ‚einzigen Alternative‘ geworden. Wir befinden uns wieder einmal in finsternen Zeiten, in denen Militärparaden von Freizeitstrategen wie eine Morgendämmerung im Frühling beschrieben werden, die Faszination des Stahls und der Schaltkreise die grauen Zellen beschlagnahmt, die Zahl toter Menschen mit den Kosten der Kriegsführung verglichen wird. [...]

In solchen Zeiten müssen sich die Pazifisten in geistige Katakomben zurückziehen, um nicht öffentlich ausgelacht und verpönt zu werden. Sie werden von der journalistischen Kriegsführung ‚nützliche Idioten‘ beschimpft, ‚Handlanger der Aggressoren‘, ‚blauäugige Anti-Rationalisten‘ und ‚grenzdebil‘. Und nachdem der Krieg von heute dem ‚Humanismus‘ verpflichtet ist [...], gelten erklärte Pazifisten in der Öffentlichkeit als Helfershelfer von Feinden der Menschheit.“

Diese Sätze schrieb ich in den ersten Tagen des Jahres 1999, für meine Kolumne in der STIMME Nr. 30. Der „Kosovokrieg“ war gerade im Gange, der NATO-Einsatz mit Luftangriffen auf Serbien stand kurz bevor, und im Hintergrund lauerten die schlimmen Erfahrungen der „Jugoslawienkriege“ sowie des „Ersten Irakkriegs“.

In den letzten dreißig Jahren, seitdem nach Ende des Eisernen Vorhangs, somit des Kalten Kriegs, auch „das Ende der Geschichte“ deklariert worden ist, hat sich der „heiße“ und medial erlebbare Krieg (denn irgendwo ist immer Krieg, nur gibt es nicht für alle einen Platz in den Medien) etabliert. Damals wie heute beschleicht mich das verstörende Gefühl, dass ich wohl völlig falsch liegen muss, wenn sich schon so viele Leute aus meinem unmittelbaren Umfeld bei jedem neuen Angriff des „Westens“ auf irgendein Land für solch „gerechten Krieg“ aussprechen. Und es war und ist mir dennoch jedes Mal unmöglich, mich ihnen anzuschließen. Ich war und bin gegen den Krieg, trotz der zu erwartenden Gegenreaktion, wegen meiner Position für naiv bis gefährlich gehalten zu werden.

Ein wunderbarer Text mit dem Titel „Nachdenken über den Krieg“, den Umberto Eco im April 1991 geschrieben hatte und der als Buchartikel 1997 erschien (1998 auf Deutsch), verlieh mir damals die geistige Stütze, die oben zitierte „Stimmlage“ zu verfassen. Eco schrieb:

„Es gibt jedoch eine radikalere Art, den Krieg in rein formalen Begriffen zu denken, in solchen der inneren Kohärenz. Nämlich indem man über die Bedingungen seiner Möglichkeit nachdenkt, um zu dem Schluß zu gelangen, daß der Krieg deswegen nicht geführt werden darf, weil die Existenz einer Gesellschaft der Instant-Information und der schnellen Transporte, der ständigen interkontinentalen Migrationen, vereint mit dem Wesen der neuen Waffentechnologien, den Krieg unmöglich und widersinnig gemacht hat. Der Krieg steht heutzutage in Widerspruch zu den innersten Gründen, aus denen er geführt worden ist.“¹¹

Umberto Eco lebt heute nicht mehr; inzwischen wurde auch der sichere Selbstmord unserer Spezies durch Zerstörung des eigenen Planeten als Gewissheit vorausgesagt; hinzu kamen 9/11 sowie mit Afghanistan und (wieder) Irak zwei neue Vietnams für die USA und die verbündeten Kriegsparteien; eine Pandemie zeigte uns jüngst die Grenzen des geheiligten (und in der Neuzeit revitalisierten) Programms, sich die Erde zu untertan machen zu wollen; sexualisierte Gewalt gegen Frauen ist verpönt wie noch nie; die meisten jungen Menschen leben mittlerweile vegan und die meisten von ihnen halten schon Fleischkonsum für Mord – all dies ist seit Ende der 1990er Jahre geschehen.

Trotzdem gibt es heute wieder Krieg in unserer „Nähe“, und dieser darf laut dem Angreifer nicht einmal so heißen. Wieder beherrschen zwei Optionen, die Pro und Contra heißen, das heißt für die eine oder andere Kriegspartei, die öffentlichen Debatten. Warum es nicht eine *dritte* Option geben kann, wird mit Realismus begründet: Jetzt den Krieg beenden, hieße, die Ukraine Russland zu übergeben, somit auch *unsere Werte* aufzugeben.

Warum kann aber ein prinzipielles Nein zum Krieg nicht auch einen legitimen Standpunkt bilden? Warum wird man im besten Fall für blauäugig gehalten, wenn man auf Maßnahmen pocht, die ein baldiges Ende des Krieges bewirken sollen, statt auf weitere Waffenlieferungen und Durchhalteparolen?

„Es ist heute eine intellektuelle Pflicht, die Unmöglichkeit des Krieges zu proklamieren“, schrieb Eco. „Auch wenn es keine alternative Lösung gibt“ (S. 34).

Möglich ist diese pazifistische Position nur dann, würden wir uns auch und vor allem in Zeiten des „Friedens“, der ja nur einen Frieden für *uns* bedeutet, für das Ende aller Kriege einsetzen.

„Abgesehen von den spezifischen Gründen des aktuellen Kriegs; [...] abgesehen davon, wer die eigentliche Schuld an dieser ‚militärischen Auseinandersetzung‘ trägt – es soll noch einmal daran erinnert werden [...], daß es längerfristig *keine* Rechtfertigung für einen Krieg geben kann. Daß die einzige Legitimation des Krieges, wie auch der Argumentation jedes Kriegsbefürworters zu entnehmen ist, lediglich ein *anderer* Krieg darstellt. Daß es Kriege *geben wird*, solange es Kriege *gibt*. [...] So betrachtet muß jede einzelne kriegerische Konfrontation allein deswegen verhindert werden, um zukünftige Kriege unmöglich zu machen.“

Diesen eigenen Sätzen von vor fast einem Vierteljahrhundert kann ich heute nur den Verweis hinzufügen: Die dritte Option, eine Welt ohne Kriege, gilt nur dann als realistisch, wenn wir sie zur Realität werden lassen.

¹¹ Umberto Eco, Vier moralische Schriften. München/Wien 1998, S. 21 f.

MINORITY STRESS



Gesundheitliche

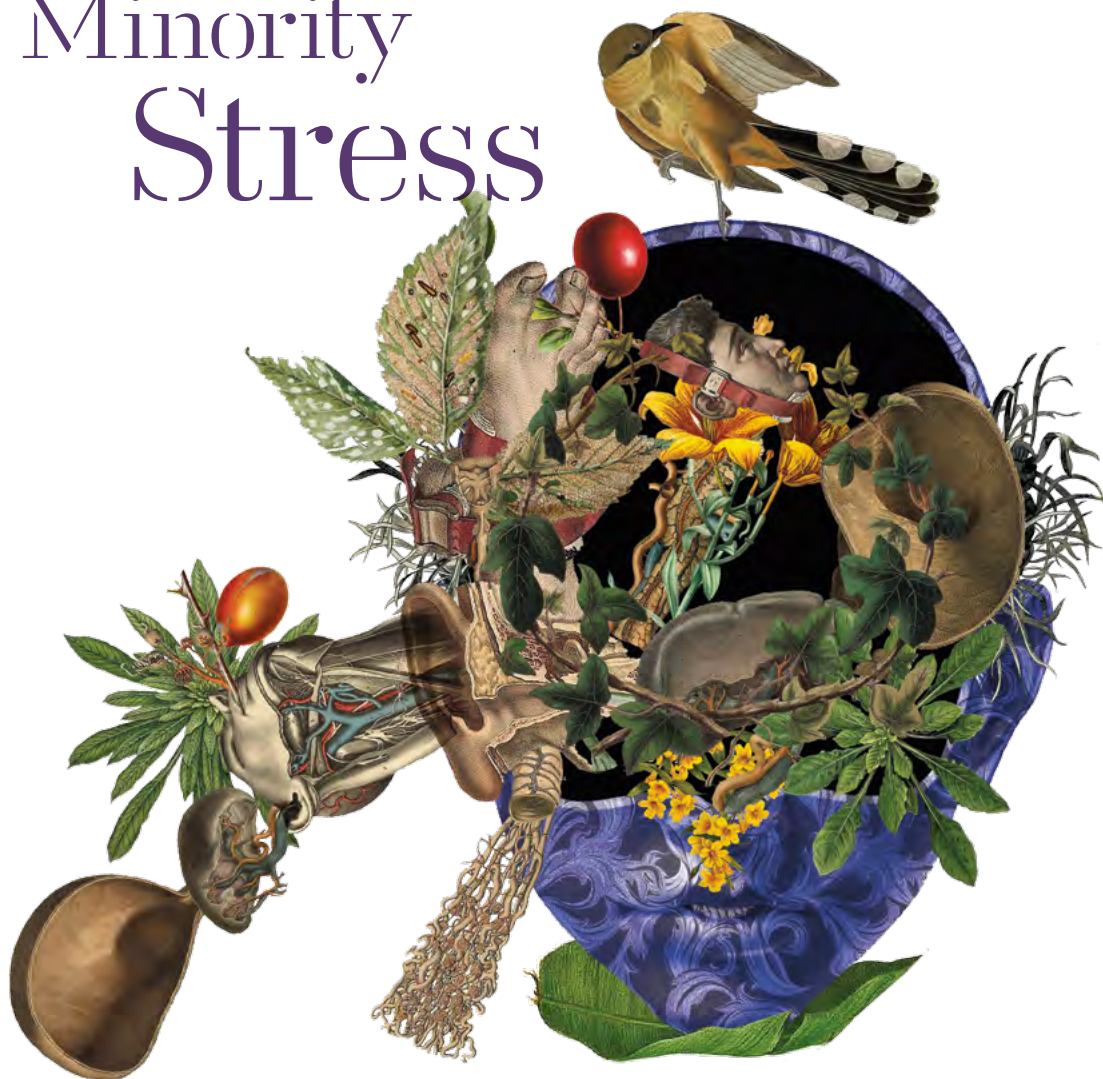
Folgen

der

Diskriminierung

» **stimme** _Thema >>

Minority Stress



Psychische Belastungen in Systemen von Dominanz, Ungleichheit und Diskriminierung^[1]

Die Auswirkungen von individueller oder struktureller Diskriminierung auf die Gesundheit sind anhand der Forschung mit LGBTI*Q-Personen gut belegt.^[2] Wie das Modell des Minority Stress von Meyer^[3] zeigt, erleben minorisierte Gruppen den Stress nicht nur als vorübergehende, sondern als permanente Belastung, die sich anhaltend negativ auf die psychische Gesundheit auswirken kann.

Zu rassistischer Diskriminierung und ihren Folgen für die psychische Gesundheit wurde im deutschsprachigen Raum bislang noch kaum geforscht. Igel, Brähler und Grande stellen 2010 in einer repräsentativen Haushaltsbefragung von 1.844 Migrant:innen in Deutschland

den negativen Einfluss von Diskriminierungserfahrungen auf die Gesundheit fest.^[4] Der Fokus bei deutschsprachigen Untersuchungen liegt jedoch mehr auf den Stressfaktoren infolge von Migrationsprozessen und Erfahrungen kultureller Differenz und weniger auf den Un-

gleichheits- und Diskriminierungserfahrungen. Im Vergleich dazu sind die Ergebnisse der internationalen Forschung in den USA, Großbritannien, Australien, Neuseeland und Südafrika eindeutig. Rassismus stellt einen wesentlichen Bestimmungsfaktor für die psychische Gesundheit

von Minderheitenangehörigen dar. Eine Stichproben-Untersuchung der indigenen Bevölkerung Australiens von Paradies & Cunningham^[5] (2012) „identifizierte mehrere Einflussfaktoren, die die Entwicklung einer Depression in der Zielperson rassistischer Diskriminierung unterstützten: fehlende Kontrolle über das Ereignis, Stress, negative soziale Kontakte, sowie Gefühle von Scham und Ohnmacht. Diese Einflussfaktoren zusammen waren für 66 % der Assoziationen zwischen interpersonellem Rassismus und depressiven Symptomen verantwortlich.“^[6] Weitere Untersuchungen sind von Loo et al.,^[7] Comas-Días & Jacobsen^[8] und Butts^[9] belegt. Die Analyse von Bryant-Davis & Ocampo^[10] (2005a, 2005b) markiert wichtige Parallelen zwischen Rassismus, Vergewaltigung und häuslicher Gewalt.^[11]

Diskriminierung und Trauma

Rassistische Diskriminierung wird oft nicht „als Trauma wahrgenommen und benannt. Diese Absenz der Benennung liegt daran, dass die Geschichte der rassistischen Unterdrückung und ihre psychologische Auswirkung innerhalb des westlichen Diskurses bisher vernachlässigt wurden. Schwarze Menschen und *people of color* sind damit jedoch tagtäglich konfrontiert. Sie müssen nicht nur auf einer individuellen Ebene, sondern auch auf einer historischen und kollektiven Ebene mit den Traumata der Sklaverei und des Kolonialismus sowie dem Gefühl der Scham umgehen.“^[12] Carter entwickelte anhand seiner Untersuchungen zu Rassismusbedingten Belastungen das Modell des *race-based traumatic stress*.^[13] Dabei müssen die belastenden Erfahrungen, z. B. alltägliche rassistische Mikroaggressionen in Form von (non)verbalen Beleidigungen, Kränkungen, Demütigungen etc. als Einzelereignisse nicht traumatisierend wirken. In Summe jedoch können sie zu einer traumatisierenden Gesamtbelastung führen. Khan

spricht in diesem Zusammenhang von einem *kumulativen Trauma*.^[14] Keilson kommt in seinem Konzept der *sequentiellen Traumatisierung* zum Ergebnis, dass mehrfache Erfahrungen von traumatisierenden Ereignissen zu einer Traumaverschärfung und, nach dem Ende der unmittelbaren Belastungssituation, zu anhaltenden Stressreaktionen führen können.^[15] Insbesondere intersektionale Diskriminierung (z. B. Rassismus, Sexismus und Homophobie gegenüber einer lesbischen Frau mit Migrationsbiographie) führen zu einer Vervielfachung des Stresses, da sich im Erleben der Betroffenen die einzelnen Diskriminierungsgründe gegenseitig verstärken.^[16] Als entscheidende Schutz- und Resilienzfaktoren im Kontext von Traumatisierung unterstreicht Gahleitner die Bedeutung von *schützenden Inseleerfahrungen* im Sinne positiver Alternativerfahrungen des Verstehens, der Wertschätzung, Zugehörigkeit und Selbstwirksamkeit für die Betroffenen.^[17]

Othering als Prozesse der Herstellung von Normalität und Dominanz

Im postkolonialen Diskurs bezeichnet *othering*, wie „das im Machtdiskurs ausgeschlossene Andere“ kreiert wird.^[18] Durch die sozialpsychologischen Mechanismen des *othering* – verstanden als *doing otherness* – werden Subjekte als *die Anderen, die Fremden* konstruiert, klassifiziert und sichtbar gemacht, während die eigenen Subjektpositionen unberührt und unmarkiert bleiben.^[19] Ziel ist die Herstellung von Dominanz, indem das eigene soziale Image hervorgehoben und aufgewertet, *den Anderen* jedoch eine inferiore Position zugewiesen wird. *Othering* bildet eine Grundlage für Diskriminierung und stellt widersprüchliche Dynamiken von Identifikation und Internalisierung her, da Positionen für Handlungsfähigkeit oder Widerständigkeit nur innerhalb von Machtbeziehungen markiert werden. „Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand.

^[1] Für den vollständigen Text:

Leonore Lerch (2019): Psychotherapie im Kontext von Differenz, (Macht-)Ungleichheit und globaler Verantwortung. Diversity & Intersectionality als hilfreiche Perspektiven für eine gesellschaftskritische Psychotherapie. In: Psychotherapie Forum (2019) 23, Springer Verlag, S. 51–58. | Für die digitale Version: <https://link.springer.com/article/10.1007/s00729-019-0117-y>

^[2] Vgl. Mahler, L., Mundle, G., & Plöderl, M. (2018). Wirkungen und Nebenwirkungen des Krankheitskonzepts ‚Homosexualität‘. Fortschritte Neurologie, Psychiatrie, 86, 469–476.

^[3] Meyer, I. (2003). Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations. Conceptual issues and research evidence. Psychological Bulletin, 129, 674–697.

^[4] Igel, U., Brähler, E., & Grande, G. (2010). Der Einfluss von Diskriminierungserfahrungen auf die Gesundheit von MigrantInnen. Psychiatrische Praxis, 37(4), 183–190.

^[5] Paradies, Y. C. & Cunningham, J. (2012). The DRUID study: Exploring mediating pathways between racism and depressive symptoms among Indigenous Australians. Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology, 47, 165–173.

^[6] Yeboah, A. (2015). Rassismus und psychische Gesundheit in Deutschland. Hintergrundpapier zum Parallelbericht an den UN-Antirassismusausschuss zum 19.-22. Bericht der Bundesrepublik Deutschland nach Artikel 9 des Internationalen Übereinkommens zur Beseitigung jeder Form von rassistischer Diskriminierung. Berlin: Forum Menschenrechte e. V. S. 12.

^[7] Loo, C. M., Fairbank, J. A., Scurfield, R. M., Ruch, L. O., King, D. W., Adams, L. J. & Chemtob, C. M. (2001). Measuring exposure to racism: Development and validation of a Race-Related Stressor Scale (RRSS) for Asian American Vietnam veterans. Psychological Assessment, 13, 503.

^[8] Comas-Díaz, L. & Jacobsen, F. M. (2001). Ethnocultural allodynia. The Journal of Psychotherapy Practice and Research, 10, 246.

^[9] Butts, H. F. (2002). The black mask of humanity: Racial/ethnic discrimination and post-traumatic stress disorder. Journal of the American Academy of Psychiatry and the Law, 30(3), 336–339.

^[10] Bryant-Davis, T. & Ocampo, C. (2005a). Racist incident-based trauma. The Counseling Psychologist, 33, 479–500.

Bryant-Davis, T. & Ocampo, C. (2005b). The Trauma of Racism: Implications for Counseling, Research and Education. The Counseling Psychologist, 33, 574–578.

^[11] Vgl. ebenda.

^[12] Kilomba, G. (2008). Plantation memories. Stories of everyday racism (S. 94–100). Münster: Unrast. S. 133.

^[13] Carter, R. T. (2007). Racism and Psychological and Emotional Injury Recognizing and Assessing Race-Based Traumatic Stress. The Counseling Psychologist, 35, 13–105.

^[14] Khan, M. M. R. (1963). Das kumulative Trauma. In M. M. R. Khan (Hrsg.), Selbsterfahrung in der Therapie (S. 50–70). München: Kindler.

^[15] Keilson, H. (1979). Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Stuttgart: Enke.

^[16] Vgl. Carter 2007.

^[17] Gahleitner, S. B. (2005). Neue Bindungen wagen. Beziehungsorientierte Therapie bei sexueller Traumatisierung. München: Reinhardt. S. 63.

^[18] Spivak, & Chakravorty, G. (1985). The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives. History and Theory, 24(3), 247–272. S. 255.

Und doch oder gerade deswegen liegt der Widerstand niemals außerhalb der Macht. [...] Die Widerstände rühren nicht von irgendwelchen ganz anderen Prinzipien her. [...] Sie sind in den Machtbeziehungen die andere Seite, das nicht wegzudenkende Gegenüber.^[20] Die Identifikation mit den hegemonialen Normen – und die Anpassung an sie – gehen zwar einher mit der Erfahrung der Unterwerfung, ermöglichen jedoch eine minorisierte Subjektivität. „Das Subjekt lässt sich durchaus so denken, dass es seine Handlungsfähigkeit von eben der Macht bezieht, gegen die es sich stellt.“^[21] Internalisierungs- und Identifikationsprozesse können als Bewältigungsstrategien verstanden werden, die das Überleben und die Handlungsfähigkeit von Subjekten sichern sollen, jedoch häufig einhergehen mit einem Verlust von Selbstwert, Integrität und Autonomie.^[22] Werden die stereotypen Differenzordnungen durch *die Anderen* nicht bestätigt, reagieren Angehörige der Dominanzgesellschaft nicht selten mit Irritation und *Mikroaggressionen*^[23]: „*Woher kommen Sie? Aus Wien. Nein, ich meinte, woher kommen Sie ursprünglich? Aus Wien. Nein, Sie verstehen nicht. Ich meinte, wo sind Sie geboren? In Wien. Tatsächlich? Aber Sie sehen gar nicht so aus!*“

Gesellschaftskritik und globale Verantwortung der Psychotherapie

Ungleichheits- und Diskriminierungsprozesse sind nicht *außerhalb* des psychotherapeutischen Raumes verortet. Als Psychotherapeut:innen sind wir „selbst Teil der komplexen Beziehungen und Dynamiken von Differenzproduktion und der Herstellung sozialer Ungleichheit“^[24], wir sind Privilegierte und teilweise auch Betroffene von Diskriminierung. Die professionelle Beziehungsgestaltung zwischen Therapeut:in und Klient:in weist durch den Fokus auf den:die Klient:in eine inhärente Machtasymmetrie auf. Umso mehr

müssen Mechanismen des *othering* bewusst gemacht und reflektiert werden. Psychotherapiekonzepte der Anerkennung von *anderen Kulturen* im erweiterten Sinn – sei es bzgl. Aspekte der Transkulturalität, Geschlechtlichkeit, der sexuellen Identität, der körperlichen oder geistigen Befähigung etc. – setzen das Konstruieren *der Anderen* als *anders* voraus. „Allein die Frage, wer definiert was als ein Problem, ist kulturell determiniert.“^[25] Das Wissen über *Andere* kann diese ebenso stereotypisieren wie das Ausblenden von beispielsweise geschlechtlich oder kulturell bzw. rassistisch konstruierten Differenzen. Es ist also gerade die Anerkennung der Differenz, die die Differenz reproduziert und fortschreibt.^[26] Insofern geht es weniger darum, als Psychotherapeut:in zur Expert:in für möglichst viele *andere Kulturen* zu werden, sondern um „die Bereitschaft, die Illusion der Kompetenz zu verlieren, d. h. sich von einem instrumentellen Zugriff auf das ‚Wissen über Andere‘ zu verabschieden [...]“^[27]

Vor dem Hintergrund globaler Ungleichheits- und Unterdrückungssysteme (Rassismus, Sexismus, Klassismus etc.) erfährt die westliche Psychotherapie selbst eine *Verrückung* bzw. *De-Zentrierung*. Sie ist aufgefordert, ihren Anspruch auf Allgemeingültigkeit in Frage zu stellen und den unsichtbaren Raum, aus dem heraus scheinbar *objektiv* geforscht und „monologisch die anderen konstruiert wurden“, sichtbar zu machen.^[28] Dieser Perspektivenwechsel hin zu einer *globalen Verantwortung* setzt voraus, dass die Psychotherapie Diskurse um Differenz und Intersektionalität aufgreift und die Forschung hinsichtlich *gender, queerness, critical whiteness, postcolonialism, racism* etc. in ihre Theorie und Praxis einbezieht. Auf diese Weise stellt die Psychotherapie ihr Wirken in den Dienst der Selbstermächtigung von Menschen in ihrer vielfältigen Verortung von Ungleichheit und Differenz und öffnet *kaleidoskopische* Räume für neue Beziehungsgestaltungen.



^[19] Vgl. Lerch, L. (2011). Rassismus. Auswirkungen auf die psychische Gesundheit. In Wiener Landesverband für Psychotherapie (Hrsg.), WLP-News 2/2011 (S. 9-13). Wien: Wiener Landesverband für Psychotherapie.

^[20] Foucault, M. (1983). Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 116 f.

^[21] Butler, J. (2009). Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. S. 22.

^[22] Böhnisch, L. (2016). Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit (Zukunft). Weinheim: Beltz Juventa.

^[23] Vgl. Carter 2007.

^[24] Punz, J. (2015). Perspektiven intersektional orientierter Sozialer Arbeit. Dimensionen des Umgangs mit Differenzkonstruktion und Diskriminierung in der Praxis Sozialer Arbeit. Soziales Kapital – Wissenschaftliches Journal Österreichischer Fachhochschul-Studiengänge Soziale Arbeit, 13, 63-74. S. 66.

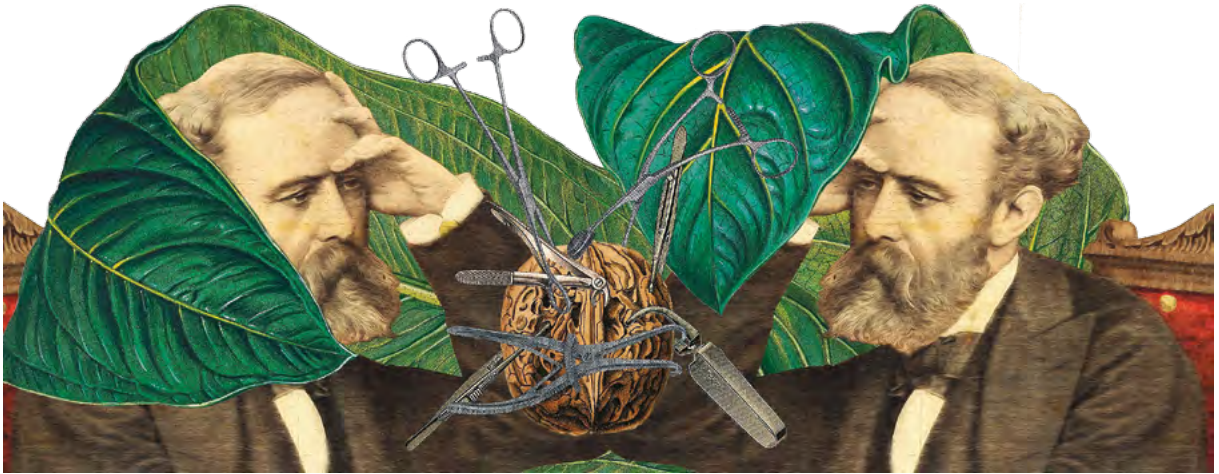
^[25] Rommelspacher, B., & Wachendorfer, U. (2008). Interkulturelle Therapie. In M. Hermer & B. Röhrle (Hrsg.), Handbuch der therapeutischen Beziehung (Bd. 2, S. 1337-1360). Tübingen: dgvt. S. 1337.

^[26] Vgl. Mecheril, P., & Plößer, M. (2018). Diversity und Soziale Arbeit. In H.-U. Otto & al (Hrsg.), Handbuch Soziale Arbeit (6. Aufl. S. 283-292). München: Reinhardt.

^[27] Kalpaka, A., & Mecheril, P. (2010). „Interkulturell“. Von spezifisch kulturalistischen Ansätzen zu allgemein reflexiven Perspektiven. In P. Mecheril, et al. (Hrsg.), Migrationspädagogik (S. 77-98). Weinheim: Beltz. S. 96.

^[28] Rommelspacher, B., & Wachendorfer, U., S. 1343.

Leonore Lerch ist Psychotherapeutin und Supervisorin in freier Praxis.
www.leonore-lerch.at



Gesellschaftliche Machtverhältnisse in Analyse

Für eine plurale und intersektionale Psychoanalyse

Die Psychoanalyse entstand Ende des 19. Jahrhunderts in einem weißen, mitteleuropäischen, bürgerlich-patriarchal geprägten gesellschaftlichen Kontext. Dennoch wurden gesellschaftliche Machtverhältnisse von Beginn an zum Thema gemacht. Aus dieser Thematisierung entstand Ende der 1920er Jahre die psychoanalytische Sozialpsychologie, die bis heute ausgehend von psychoanalytischen Theorien Phänomene wie Rassismus, Antisemitismus, Totalitarismus, Homophobie etc. untersucht.

Obwohl gesellschaftliche Machtverhältnisse schon in der Entstehung der Psychoanalyse ein wichtiges Thema waren, blieb ihre Wirkung in psychoanalytischen Theorien selbst und im psychoanalytischen Behandlungszimmer ein weitgehend blinder Fleck. Ebenfalls unthematisiert blieb die Frage, wie sich Rassismus, Antisemitismus, Homophobie, Sexismus, Klassismus, Ableismus etc. in die Psyche und das Unbewusste derer

einschreiben, die diese Formen von Gewalt tagtäglich erfahren.

Diese blinden Flecken haben Auswirkungen darauf, wie spezifische Erfahrungen von LGBTQI:s, People of Color, Menschen mit Migrations- oder Fluchtgeschichte oder Menschen aus einem ökonomisch benachteiligten gesellschaftlichen Umfeld in psychoanalytischen Therapien verstanden werden, ob und

wie individuelle, intersektionale Diskriminierungserfahrungen, Gewalterlebnisse, Traumatisierungen erkannt und thematisiert werden können. Menschen, die in Psychotherapien Unterstützung suchen, kommen nicht nur mit einer individuellen konflikthaften Familiengeschichte in die Behandlung, sondern auch mit einer individuellen und konflikthaften Geschichte ausgehend von gesellschaftlichen

Hierarchien, Klassen-, Geschlechter- und Rassismuserfahrungen.

Gesellschaftliche Machtverhältnisse wirken aber nicht nur im Unbewussten der Therapeut:innen oder der Analysand:innen bzw. Patient:innen, sie wirken sich auch auf das psychoanalytische oder therapeutische Feld selbst aus. Sie zeigen sich in den Zugangsmöglichkeiten zur psychoanalytischen oder psychotherapeutischen Ausbildung und in der mangelnden Thematisierung von ökonomischen, sozialen und kulturellen Differenzen innerhalb der Ausbildungsinstitutionen und führen dadurch mitunter zu strukturellen Ausschlüssen.

Mit der Psychoanalyse die Wirkung gesellschaftlicher Machtverhältnisse verstehen

Zugleich bietet gerade die Psychoanalyse Ansätze, um die Wirkungsweisen von gesellschaftlichen Hierarchien und Machtverhältnissen im individuellen Unbewussten zu verstehen, da sie am Umschlagpunkt von Psychischem und Sozialem operiert. Sie kann Menschen dabei helfen, sich darüber bewusst zu werden, wie gesellschaftliche Machtverhältnisse individuell wirken, wie sie in einzelnen Beziehungen ausagiert werden, inwiefern sie beschränken und die eigenen Potentiale und Handlungsmöglichkeiten unterminieren. Gesellschaftliche Machtstrukturen und gewaltvolle Ideologien wie Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, Homo- und Transphobie sowie Ableismus wirken nicht nur von außen, sie entfalten ihre Wirkung von Beginn an in unserem je individuellen Unbewussten. Sie wirken nicht nur in der Psyche derer, die gesellschaftliche Projektionen oder Hierarchien tagtäglich in Form von Entwertungen, Hass und Gewalt zu spüren bekommen. Sie wirken auch im Unbewussten all jener, die sich in gesellschaftlich privilegierten Positionen wiederfinden, in all jenen, die von Ungleichheiten profitieren, indem sie sie verleugnen



„Gesellschaftliche Machtstrukturen und gewaltvolle Ideologien wie Rassismus, Antisemitismus, Sexismus, Homo- und Transphobie sowie Ableismus wirken nicht nur von außen, sie entfalten ihre Wirkung von Beginn an in unserem je individuellen Unbewussten.“

oder rechtfertigen oder sich schuldig fühlen und diese Schuld durch oberflächlich „gute Taten“ zu mildern suchen. Und natürlich wirken sie auch *in* und *durch* all jene, die eigene unintegrierbare, ambivalente und destruktive Anteile in Form von Rassismus, Antisemitismus, Homo- und Transphobie etc. nach außen, auf andere projizieren.

Ich möchte hier jedoch den ersten Aspekt weiterverfolgen und kurz darstellen, auf welche komplexe Weise sich gesellschaftliche Hierarchien und Machtstrukturen in minoritäre, nicht-normative, ausgegrenzte, benachteiligte Positionen einschreiben. Dieser Einschreibungsprozess beginnt bereits in der Beziehung zu den Eltern und den ersten Bezugspersonen, ausgehend von deren Erfahrungen in der Welt, und wird durch alle weiteren sozialen Interaktionen, durch gesellschaftliche Diskurse, durch eigene Erfahrungen mit Machtstrukturen, durch Gewalterlebnisse, Diskriminierung und erlebte Mikroaggressionen in Zusammenhang mit Geschlecht, sozialer Herkunft, Hautfarbe, sexueller Orientierung etc. beständig reaktualisiert. Diese Einschreibung und Reaktualisierung geschieht zum Teil bewusst, zu großen Teilen aber auch unbewusst.

Wie können wir uns diese Einschreibung gesellschaftlicher Machtstrukturen in das Unbewusste aus psychoanalytischer Perspektive konkret vorstellen? Zunächst ist festzuhalten, dass es nicht die eine, einzige Weise gibt, sondern ein Zusammenspiel aus verschiedenen Mechanismen: aus Ängsten, Geboten, Verboten oder Verhaltensweisen der ersten Bezugspersonen, über die uns gesellschaftliche Hierarchien und unsere Position in der Welt vermittelt werden. Ebenso sind es Blicke oder Berührungen durch andere, es sind Orte und Räume, die wir als feindselig, ausschließend oder fremd empfinden mögen, Phantasien anderer, die sich uns auch unbewusst vermitteln, es ist die Anerkennung oder Abwertung bestimmter Verhaltensweisen oder Eigenschaften. Aber auch über das Vorhandensein und den Umgang in unseren Herkunftsfamilien mit bestimmten Ressourcen oder deren Mangel etwa in Zusammenhang mit Arbeit, Einkommen, Bildung, Versorgung im Krankheitsfall, der Deckung der Grundbedürfnisse wie Nahrung, Kleidung, Wohnung vermitteln sich gesellschaftliche Machtverhältnisse von Beginn an. Mit diesem gesamten

Komplex gehen wir auf je individuelle, meist unbewusste Weise um. Gesellschaftliche Machtverhältnisse bilden sich daher nicht eins zu eins in der Psyche ab, es finden immer auch individuelle unbewusste Bearbeitungen all dessen statt. Dadurch schreiben sich gesellschaftliche Machtverhältnisse und Hierarchien auf komplexe und tiefgehende Weise in unsere Psyche und in unsere Körper ein. Sie beeinflussen, in welchen Situationen Angst, Scham, Kränkung und Wut auftauchen, wann wir uns ohnmächtig oder abhängig fühlen, wie wir uns selbst im Verhältnis zu anderen sehen, was wir uns zutrauen, wohin wir uns entwerfen können, wo die inneren Beschränkungen dieses Selbstentwurfs liegen, wie wir uns selbst behaupten oder *in* unserem Körper leben können. Denn auch der Körper ist ein wesentlicher Ort der Erfahrung und des Eindringens von Rassismus, Klassismus, Sexismus etc. Darüber hinaus bleiben Gefühle wie Scham, Schuld, Angst von der Wirkung gesellschaftlicher Machtstrukturen nicht unberührt. Sie werden gewissermaßen auch rassistiert, vergeschlechtlicht, klassisiert usw.

Der Erste, der sich aus psychoanalytischer, postkolonialer und intersektionaler Perspektive ausgehend von eigenen gewaltvollen Rassismus- und Kolonialismuserfahrungen mit deren Wirkungsweise auf das Unbewusste beschäftigt hat, war der in der ehemaligen französischen Kolonie Martinique geborene und aufgewachsene Psychiater Frantz Fanon. Er beschreibt etwa die Blicke anderer, die ihn des Subjektstatus beraubt und ihn zum furchterregenden und verabscheuenswürdigen Objekt für andere und darüber letztlich auch für sich selbst gemacht haben. Fanon schildert, wie „Blackness“ als abwertendes Merkmal von außen implantiert wurde und wie diese Implantation zu einer inneren psychischen Spaltung geführt hat. Abwertende Blicke schränken nicht nur von außen ein, sie werden zu eigenen inneren Verfolgern. Sie werden über rassistische, sexistische, homophobe Projektionen anderer

in die eigene Psyche eingeschrieben und zu einem unbewussten Teil des eigenen Selbst. Dies kann zur beständigen Selbstentwertung oder zu Selbstzweifeln führen, zum Gefühl, nicht richtig oder nicht gut genug zu sein. Diese innerpsychische Problematik entsteht mit Fanon dann, wenn man Teil eines Wertsystems ist und von diesem indoktriniert wird, während man zugleich als dessen anderes abgewertet wird. Die eigene Subjektivität ist dann z. B. nur über rassistische oder sexistische Stereotype bzw. über weiße, patriarchale, heteronormative Normen zugänglich, denen man selbst nicht entspricht. Teile des Selbst werden dadurch als schlecht codiert und abgewertet. Dadurch werden gesellschaftliche Ungleichheiten immer wieder in sämtlichen Beziehungen ausagiert, reinszeniert und fortgeschrieben: Man traut sich nichts zu, man schämt sich, man kann nicht öffentlich sprechen, man zieht sich zurück, wird passiv und resignativ, man hat das Gefühl, nicht handlungsfähig zu sein etc.

Aus meiner Perspektive als Psychoanalytiker:in ist es wichtig, die Wirkungsweisen von gesellschaftlichen Ungleichheiten und Hierarchien nicht nur auf einer gesellschaftlichen Ebene zu adressieren, sondern sie auch im Unbewussten zu erkennen, sie bewusst zu machen, um sie individuell und kollektiv überwinden zu können.

Über die Notwendigkeit pluraler und intersektionaler Ansätze in der Psychoanalyse

Intersektionale Perspektiven bzw. das Bewusstsein für sich überschneidende und überlagernde Diskriminierungserfahrungen können klassische psychoanalytische Ansätze da ergänzen, wo es um die Wirkung von normativen, hierarchischen Strukturen auf das Unbewusste geht. Psychoanalytiker:innen und Therapeut:innen müssen sich sowohl ihrer eigenen Vorannahmen, ihrer Abwehr, ihrer Projektionen,

ihrer unhinterfragten Standpunkte bewusst sein und diese reflektieren, als auch erkennen können, wie sich gesellschaftliche Machtverhältnisse konkret im Behandlungszimmer wiederholen, etwa in Bezug darauf, was gesagt werden kann, was Scham erzeugt, was unsichtbar und unthematisiert bleibt. Die Vernachlässigung oder die Ignoranz dem Einfluss sozialer Rahmenbedingungen und Hierarchien gegenüber kann für bestimmte Analysand:innen von Nachteil sein und den analytischen Prozess behindern.

Analytiker:innen und Therapeut:innen müssen offen und sensibel für andere, vielleicht auch fremde, Lebensumstände sein, sie müssen diese respektvoll und unvoreingenommen gemeinsam mit den Patient:innen erforschen.

Die Erfahrungen von Psychoanalytiker:innen, etwa aus der Arbeiter:innenklasse, von Analytiker:innen of Color oder solchen mit nicht hetero-normativen sexuellen Orientierungen und geschlechtlichen Identifizierungen können neue Perspektiven zum Verständnis gesellschaftlicher Machtverhältnisse in die therapeutische und psychoanalytische Theorie und Praxis einbringen. Daher ist es wichtig, zu untersuchen und bewusst zu machen, welche strukturellen Ausschlussmechanismen auch in psychoanalytischen oder therapeutischen Institutionen wirken. All diese Perspektiven können dazu beitragen, Einblicke in die überlieferten Ideologien und die unhinterfragten Vorannahmen zu gewinnen, zu erforschen, wie Machtverhältnisse und Ungleichheiten sich beständig reproduzieren, um sie schließlich verändern zu können. Das Bewusstwerden der Wirkungsweisen von sozialen Hierarchien stellt einen wichtigen emanzipatorischen und politischen Prozess dar, zu dem die Psychoanalyse beitragen kann.

Esther Hutfless ist Philosoph:in und Psychoanalytiker:in in Wien.

Flucht- reflex

Ein trans_inter*enby Gespräch über Mikroaggressionen im Alltag

Mikroaggressionen gehören zum Alltag von trans*, inter* und nichtbinären Personen. Jede einzelne für sich in den Augen der „Mehrheit“ unerheblich, erzeugt die Summe der Feindseligkeiten für trans*, inter* und nichtbinäre Personen einen massiven Stress. Persson Perry Baumgartinger und Alex Jürgen* in einem intimen Gespräch über Alltagsverletzungen und einige ihrer emanzipatorischen Überlebensstrategien.



Alex Jürgen* (Foto: privat) und Persson Perry Baumgartinger (Foto: Jana Madzigo) | Illustration: Fatih Aydoğdu

Content Note: Das Gespräch war eine sehr intensive und schöne, aber private Erfahrung – ein intimer Austausch, ohne auf Worte achten zu müssen, nichts schönreden zu müssen, sich über

Schmerz und Verletzung zu verbinden, sich verstanden zu fühlen, ohne viel erklären zu müssen, und vieles mehr. Die Überarbeitung des Gesprächs zu diesem Text war eine schmerzhaft Herausforderung –

die diskriminierenden Begriffe und Erfahrungen wieder und wieder zu lesen, war harte Arbeit und wird nachwirken. Dies kann euch als Lesende auch passieren – achtet daher gut auf euch.

Persson Perry Baumgartinger: Unlängst haben wir uns über die 8.-März-Aussendungen unterhalten und uns darüber geärgert, dass feministische bzw. queer-feministische Menschen, die sich für kritisch halten, ausgerechnet an diesem Tag die Geschlechterbinarität festigen. Gleichzeitig hat sich doch einiges zum Positiven entwickelt, seit wir uns kennen.

Alex Jürgen*: Das stimmt. In Jobinseraten zum Beispiel steht mittlerweile neben *männlich* und *weiblich* auch *divers*, was ein Fortschritt ist. Dann gehe ich aber in ein Restaurant bei mir und höre „Signora bella!“. Anreden sind so binär, zumindest auf dem Land. Dabei würde ein „Was wünschen Sie?“ vollkommen ausreichen.

Persson Perry: Genau, du willst ein Brot kaufen und schon wirst du auf die Zweigeschlechternorm festgelegt. Bei Inter*- und Trans*feindlichkeit geht es genau um solche alltäglichen Erlebnisse, die manchen unbedeutend erscheinen, aber ständig passieren und uns daher das Leben erschweren – bei mir zum Beispiel führt das dazu, dass ich mich psychisch und physisch aus dem Leben zurückziehe.

Alex Jürgen*: Zu Hause in deiner eigenen Welt bist du geschützt, sobald du aber rausgehst, findest du dich in der binär-normativen Gesellschaft wieder. Ich bin sichtbar – und komme mir vor wie ein Störfaktor. Ich komme mit Leuten nicht ins Gespräch, ich werde ausgeblendet. Man fragt nicht mich, sondern andere über mein Geschlecht. Wir müssen in einer Gesellschaft leben, in der es uns so nicht gibt. Als Frau bin ich als Mann gelesen worden und als Mann als Frau. Mittlerweile lasse ich jegliche Pronomen zu, weil ich nicht kontrollieren kann, wie die Leute mich sehen. Sie wollen sowieso nur wissen, wie es zwischen deinen Beinen ausschaut. Sie wollen wissen, ob du es „komplett durchgezogen“ hast oder nicht.

Persson Perry: Ich habe eine Transition gemacht, die ich nicht bereue, ich bin aber kein Mann, auch wenn es mir am Anfang wichtig war, mit „er“ angesprochen zu werden. Ich werde jedoch als Mann gesehen, genauso wie ich als Frau gesehen wurde, als ich keine war. Und manchmal können die Leute mich nicht einordnen. Ich habe nie so ausgeschaut, wie man es sich erwartet hat. Es ist anstrengend, sich andauernd als Nicht-Mann oder Nicht-Frau zu erklären. Ständig eine Verletzung, eine von vielen Stresssituationen.

Alex Jürgen*: Als ich mich geoutet habe, hatte ich Angst. Ich dachte, jetzt ist es möglich, dass jemand kommt und dich schlägt, damit musst du rechnen. Einmal hatte ich Angst, dass mir jemand das Haus anzündet. Das waren Wochenendgäste aus Linz, die mich zufällig von früher kannten und homophob waren. Das ist mir Gott sei Dank nicht passiert. Ich bekomme auch keine Hassmails. Vielleicht weil ich nicht viel auf sozialen Netzwerken bin. Mit Bedacht nicht. Ich lasse mich in Facebook-Diskussionen nicht hineinziehen.

Persson Perry: Rückzug und Outing als Gegenstrategien?

Alex Jürgen*: Ja. Ich bin aufs Land gezogen und mit meiner Geschichte exzessiv umgegangen. Ich habe es allen erzählt, ob sie es wissen wollten oder nicht.

Persson Perry: Mit Minderheitenstress oder Mikroaggressionen haben wir Begriffe in der Hand, um Situationen zu beschreiben, die sich sonst so schwer in Worte fassen lassen. Es ist etwa schwierig, Transfeindlichkeit zu beschreiben. Bei Transfeindlichkeit denken viele an „verkleidete Menschen“, die verprügelt werden. Bei Interfeindlichkeit stelle ich mir das so ähnlich vor. Die körperliche Gewalt ist aber die Spitze des Eisbergs. Es geht schon viel früher los, bei alltäglichen Sachen, dass etwa alle ständig sagen, es gibt zwei Geschlechter und fertig,

alles andere ist nicht normal. Auch die Medizin traumatisiert uns auf unterschiedliche Art und Weise. Menschen sind schockiert, wenn sie von der Sterilisationspflicht für trans* Personen bis 2010 hören oder von den chirurgischen Eingriffen an intergeschlechtlichen Kindern, die noch immer durchgeführt werden.

Alex Jürgen*: Und das hat Folgen. Ich bin eigentlich immer im Fluchtmodus. Zum Beispiel schwimme ich sehr gern. Ich traue mich aber nur dann, wenn ich das Schwimmbad kenne. Ich gehe von der Umkleide direkt ins Wasser und nicht mehr raus, bis ich heimgehe. Der Stress geht bei mir teilweise so weit, dass ich Probleme mit Kindern habe. Aus Angst, man würde glauben, ich sei pervers. Wenn mich die Nachbarin bitten würde, auf ihr Kind aufzupassen, würde ich es nicht tun.

Persson Perry: Mir geht es ähnlich. Nicht nur, weil ich männlich gelesen werde, sondern weil trans* als pervers gedacht wird. Das alles und noch viel mehr – auch Dinge, über die wir hier nicht reden, weil sie noch heftiger sind – kann uns krank machen. Als inter*, trans* und enby Personen sind wir von unterschiedlichen Aspekten des Zweigeschlechtersystems betroffen, haben aber ähnliche Erfahrungen. Für mich sind Forschung und Vermittlung eine Möglichkeit, mich zu empowern und etwas zu verändern in der Welt. Wann und wie ist es bei dir mit dem Aktivismus losgegangen?

Alex Jürgen*: Ich habe an einem Nachmittag im Jahr 2002 bei FM4 angerufen, als 17-jährige Mädchen von Nasenoperationen geschwärmt haben. Da ist mir der Knopf aufge-sprungen. Ich habe gedacht, jetzt erzählst du denen von „Schönheitsoperationen“, die man sich nicht selbst aussucht. Wenn Geschlechtsteile weggeschnitten werden, weil sie nicht passen. Das war mein Einstieg. Mein Gesicht war dann das erste Mal 2006 im Film „Tintenfischalarm“ zu sehen. Ganz Wien war vollplakatiert

mit meinem Gesicht. Ich war froh, als ich 2007 aus Wien weggezogen bin.

Persson Perry: Es ist anstrengend, permanent in Frage gestellt zu werden. Ich glaube, die meisten Leute verstehen nicht, dass die Summe von als unbedeutend empfundenen Dingen wie etwa das falsche Pronomen oder das Anstarren Stress ist, der manchmal zu Rückzug aus dem Alltagsleben, Depressionen und im extremen Fall zu Selbstmord führen kann und dass es eine lebenserhaltende Maßnahme ist, Menschen respektvoll zu behandeln.

Alex Jürgen*: Stars wie Mavi Phoenix, der sich öffentlich als trans* geoutet hat, bin ich sehr dankbar. Sicher gibt es noch mehr trans*, inter* oder nichtbinäre Künstler*innen, die sich nicht outen, weil sie sich diesen Stress nicht trauen. Schade, aber ich kann es verstehen.

Mir war es zum Beispiel immer wichtig, dass man in der Öffentlichkeit nicht weiß, dass ich zum Psychotherapeuten muss. Ich bin dankbar für die Psychopharmaka, die gleichzeitig leider meine Libido unterdrücken. Aber wozu eine Libido in dieser Hetero-Gesellschaft, in der ich nicht vorkomme?

Persson Perry: Nach einer sprachwissenschaftlichen Theorie kommunizieren wir eigentlich immer mit unserer Vorstellung von einer Person statt mit der Person selbst. Mit dem Geschlecht ist es genauso. Du wirst nicht gehört, wenn du nicht Teil der Vorstellung bist, wie du zu sein hast.

Alex Jürgen*: Und so wiegt jeder Schritt dreifach so schwer, du kommst nicht in derselben Geschwindigkeit voran wie andere. Meine Intergeschlechtlichkeit hat mir ziemliche Hirnschäden hinterlassen.

Persson Perry: Was meinst du mit „Hirnschäden“? Schutzmaßnahmen, die für andere komisch wirken?

Alex Jürgen*: Ich kann etwa nicht aufhören, bevor ich eine Arbeit zu Ende gebracht habe. Eine Zeitlang war es für mich nicht auszuhalten, wenn Dinge auf dem Tisch nicht parallel zueinander lagen. Ich bin eigentlich immer im Fluchtmodus. Beim Arzt dauert es keine fünf Minuten, bis mein Fluchtinstinkt losgeht. Ich muss mit mir kämpfen, um nicht davonzurennen. Am liebsten gehe ich zum Zahnarzt, weil dort die liebste Zahnarthelferin arbeitet. Sie ruft mich nicht mit „Herr“ oder „Frau“ auf, sondern nur mit meinem Namen. Das macht sie, seitdem sie weiß, dass ich intergeschlechtlich bin.

Persson Perry: Genau, es braucht einfach nur eine respektvolle Haltung. Du brauchst nicht unbedingt spezielles Wissen zu Inter* oder Trans*, um Menschen respektvoll zu behandeln. Es reicht ein „Okay, aha, Persson? Nicht sie? Machen wir“. Und Punkt.

Alex Jürgen*: Mich interessiert, wie es dir im Vergleich zu früher geht, als du noch als Frau gelesen wurdest: Fühlst du dich jetzt sicherer, wenn du nachts in der Großstadt allein unterwegs bist?

Persson Perry: Komischerweise fühlte ich mich früher sicherer. Ich habe als Frau viel Missbrauch und Belästigung erlebt, konnte aber damit irgendwie umgehen. Als trans* Person fühle ich mich ohnmächtiger. Als Frau hast du zumindest die Berechtigung, ein „richtiges“ Geschlecht zu sein. Als trans* Person hast du das nicht mehr: Die Leute glauben, du bist pervers, kriminell ... Ich gehe jetzt meistens als Mann durch, aber es ist fragil und brüchig. „Die müssen mir nur die Hose runterziehen ...“, denke ich mir oft. Ich habe Angst vor einer Vergewaltigung. Wenn sie mich „entdecken“, explodiert die Gewalt, so stelle ich mir das vor. Vielleicht auch, weil es in Filmen meist so gezeigt wird.

Alex Jürgen*: Bei mir ist das anders: Seitdem mein Busen weg ist,

fürchte ich mich nicht mehr. Ich bin auch als Frau missbraucht worden, aber seitdem ich für Männer nicht mehr attraktiv ausschaue ...

Persson Perry: Magst du noch ein Schlusswort sagen? Etwas, was wir noch nicht angesprochen haben, was aber gesagt werden sollte?

Alex Jürgen*: Wir leben 24 Stunden am Tag in einer Gesellschaft, die uns nicht akzeptiert, nicht kennt, nicht haben will. Wir brauchen starke Nerven. Ich weiß, wie hart es sein kann, in dieser Welt zu leben, falsch gesehen zu werden, missverstanden zu werden oder gar nicht gesehen zu werden. In meinem Leben ist viel Grauenhaftes passiert, meine Kunst ist die, dass ich das Grausliche in Bilder umwandeln kann. Wo mir die Worte fehlen, fängt meine Kunst an. Dann muss ich nicht mehr reden.

Persson Perry: Vielen Dank für das Gespräch, es tut echt gut, sich mit einer anderen Person „auskotzen“ zu können. Und auch wenn wir fast nur über schlimme Erlebnisse geredet haben und darüber, wie wir unter der alltäglichen Zweigeschlechterordnung leiden, war das Outing ein sehr wichtiger und befreiender Moment, der bis heute viele gute Dinge nach sich gezogen hat.

Alex Jürgen* ist die erste Person in Österreich, die durch eine stattgegebene Beschwerde vor dem Verfassungsgerichtshof einen Pass und eine Geburtsurkunde mit der Geschlechtsbezeichnung „divers“ beziehungsweise „X“ erhielt. 2014 begründete Alex Jürgen* mit Tobias Humer den Verein intergeschlechtlicher Menschen Österreich (VIMÖ) und war in diesem bis 2018 aktiv.

Persson Perry Baumgartinger ver/sucht und er/stellt (noch immer) trans_ inter*_queer:nichtbinäre Räume – manchmal verzweifelt er daran, manchmal macht es ihm Freude und er fühlt sich empower. Forscht, vermittelt, berät und kuratiert u. a. zu Sprache & Kommunikation, Trans_ Inter*_Queer:Nichtbinär, Kritischem Diversity, Trans-Arts & Cultural Production.

Tintenfischalarm (2006) ist ein Dokumentarfilm von Elisabeth Scharang über das Leben von Alex Jürgen* und Intersexualität.

www.vimoe.at
www.plattformintersex.at

Ein großes Dankeschön an Gamze Ongan und Vlatka Frketic für die Unterstützung bei diesem Text.

Wie klingt Vielfältigkeit?

Musiktherapie im Kontext sozialer Ungleichheit

Drei Musiktherapeut*innen reflektieren die Verwobenheit von Musiktherapie mit gesellschaftlichen Normen und Machtverhältnissen. Ausgehend von persönlichen Erfahrungen stellen sie anschließend ihre Abschlussarbeiten vor und ziehen ein gemeinsames Fazit.



„Ich kann mich noch gut daran erinnern, als ich zum ersten Mal einen Musiktherapieraum betreten habe – ohne Vorwissen, was mich erwarten würde: Die anderen Personen im Raum bekam ich kaum mit, denn mein Blick wurde sofort von den vielen Instrumenten angezogen, die im Raum verteilt waren. Instrumente aus Holz oder Metall, lange nachklingende oder kurze Rhythmusinstrumente, winzige Flöten genauso wie riesige Trommeln. Die Hälfte der Instrumente hatte ich noch nie gesehen, von den wenigsten wusste ich einen Namen.

Mit diesen Instrumenten machten wir gemeinsam Musik – durch die Musiktherapeut*in unterstützt und zugleich vor Überforderung geschützt.

Auszuprobieren, wie sich dies anfühlt, zu erleben, was musikalisch und interaktiv passiert und es selbst mitzugestalten, ergab für mich eine besondere Atmosphäre. Es machte mich neugierig darauf, nachzudenken, was dies alles mit meinem Alltag und meinen Lebenserfahrungen zu tun hat.

Auch wenn sich für mich während des Musiktherapiestudiums an dieser be-

sonderen Atmosphäre nichts geändert hat, so sind doch seitdem viele Fragen mit in diesen Raum eingezogen. Nämlich jene Fragen, die aufgrund der (derzeitigen) Homogenität des musiktherapeutischen Berufsfelds oder gesellschaftlicher Tabus zu leicht aus diesem Raum ausgeschlossen werden können und dort viel zu selten Platz haben: strukturelle Fragen zu Lebensrealitäten, die Menschen auch in diesem Raum voneinander trennen können – Realitäten sozialer Ungleichheit, Diskriminierung, Pathologisierung, Marginalisierung.“

Die Auseinandersetzung mit diesen Fragestellungen verbindet die Interessensgebiete aller drei Autor*innen. Denn wann immer Menschen aufeinander treffen – auch im Rahmen einer therapeutischen Beziehung – entfalten sich komplexe Dynamiken, die nicht nur durch die Persönlichkeiten der einzelnen Personen beeinflusst werden, sondern auch durch deren jeweiligen – privilegierten oder marginalisierten – sozialen Positionierungen. Ebenso wie durch die in den jeweiligen Kontexten bestehenden Hierarchien und Machtverhältnisse.

Es ist jedoch nicht nur die therapeutische Beziehung, die dergestalt von gesellschaftlichen Gegebenheiten geformt wird: Soziale Normen entscheiden auch darüber, welches Leben als erstrebenswert gilt, welche Formen von Beziehungen als

wertvoll und welche persönlichen Identifikationen als möglich gelten und gebilligt werden. Daraus ergibt sich wiederum, welche Ziele für Therapien formuliert werden. Die musiktherapeutischen Vorgehensweisen schließlich, die der Erreichung dieser Ziele dienen sollen, sind ebenso nicht „neutral“ und „universell“: Auch sie entstammen einem bestimmten Kontext; nicht nur hinsichtlich der jeweiligen theoretischen Verortung, sondern auch hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Situierung.

All das eben Formulierte ist bereits seit Längerem Teil von aktivistischen und akademischen Auseinandersetzungen, fand jedoch bisher wenig Berücksichtigung in der Musiktherapie im österreichischen Kontext. Dies liegt mitunter auch daran, dass (psychische) Probleme in vielen (psycho-)therapeutischen Ansätzen

zu allererst als in intrapersonalen Dynamiken und inneren Konflikten begründet verstanden werden. Oder bestenfalls als von Beziehungen zu nahen Bezugspersonen beeinflusst angesehen werden. Ihre soziale Mitbedingtheit hingegen wird meist ausgeblendet.

Was braucht nun konkret die Musiktherapie, um sich kritisch zu reflektieren und dafür Sorge zu tragen, dass sie auch sozial marginalisierten Personen gerecht wird und im Optimalfall Marginalisierung und Diskriminierung entgegenwirkt? Die Autor*innen haben sich in ihren wissenschaftlichen Abschlussarbeiten an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien innerhalb individuell unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen mit diesen Themen auseinandergesetzt.



Julia Fent: Ich beschäftigte mich in meiner Dissertation mit Diskriminierung in der Musiktherapie. In einer kollaborativen Forschungsgruppe gemeinsam mit Musiktherapie-Kolleg*innen sowie über die Analyse von musiktherapeutischen Lehrbüchern untersuchte ich die Normen und Machtverhältnisse, die in der Musiktherapie und ihren Behandlungskontexten vorherrschen. Fragen, die mich interessierten, waren: Mit welchen Vorannahmen begegnen Musiktherapeut*innen ihren Klient*innen? Welche Annahmen von Gesundheit und Krankheit finden sich im beruflichen Umfeld der Musiktherapie? Welche Machtdynamiken beeinflussen die Entscheidungsmöglichkeiten von Klient*innen, wie viel Glaubwürdigkeit wird wem – unterschiedlichen Klient*innen, unterschiedlichen Berufsgruppen etc. – zugestanden? So konnte ich entlang unterschiedlicher sozialer Kategorien – Geschlecht, sexuelle Orientierung, Alter, Befähigung etc. – herausarbeiten, welche unmarkierten sozialen Normen und damit Ausschlüsse reproduziert werden, welche Wertungen in Bezug auf Musik und musikalische Interaktion getätigt werden, wie das Verhältnis zwischen Therapeut*innen und Patient*innen/Klient*innen konzipiert wird und welche Wertungen und Normen im beruflichen und disziplinären Umfeld der Musiktherapie sowie in Bezug auf Forschung sich finden. Unter Einbezug bestehender Literatur zu den Themen Diskriminierung und soziale Gerechtigkeit konnte ich Vorschläge für die Verringerung von Diskriminierung in der Musiktherapie formulieren bzw. präzisieren.

Jo*hanna Russ: Innerhalb des eingangs beschriebenen thematischen Rahmens habe ich mich auf die Begegnung zwischen (Musik-)Therapeut*innen und Klient*innen fokussiert. Welche Bedeutung hat dabei ein gesellschaftskritisch-strukturelles Bewusstsein der (Musik-)Therapeut*in? Durch narrative Interviews mit Klient*innen war es mir möglich, herauszuarbeiten, wie die Erfahrung von Normen in Wechsel-

wirkung mit einem Machtverhältnis in der Beziehung zwischen (Musik-)Therapeut*in und Klient*in steht. Dabei spielt das Erleben konkreter Aspekte eine Rolle, wie z. B. impliziter Ziele, Umgang mit Ambiguitäten und Feedback.

Miriam Adolf: Als Abschluss meines Studiums habe ich mich mit einem Verständnis von Musiktherapie als Teil des Weges zu sozialer Gerechtigkeit auseinandergesetzt. Musiktherapie wird dabei als selbstermächtigende Praxis verstanden, in welcher von Ungerechtigkeit und Unterdrückung profitierende Strukturen der Gesellschaft in Frage gestellt und angegriffen werden können. Versteht sich die Musiktherapie als machtkritischer Raum? Was könnte eine intersektionale musiktherapeutische Haltung sein und erreichen? Anhand einer mit Musiktherapeut*innen durchgeführten Umfrage sowie der Auseinandersetzung mit bestehender themenspezifischer Literatur lässt sich festhalten, dass soziale Ungleichheit und Machtverhältnisse in therapeutischen Räumen anerkannt und besprochen werden müssen, um musiktherapeutische Räume auf ausgrenzende, hierarchisierende und binarisierende Strukturen zu untersuchen. Weiters muss gelernt werden, diesen mit herrschafts- und normkritischen Interventionen musiktherapeutisch zu begegnen. Als Fazit plädiert meine Diplomarbeit für eine Auffassung von Musiktherapie als politische Arbeit.

Fazit: Therapie ist kein normfreier Raum – das betrifft auch die musikalische Interaktion, das Instrumentarium sowie die Auswahl und das Hörerleben von Musik selbst. Wird dies nicht reflektiert, werden auch im Musikalischen Normen bestätigt und Ausschlüsse fortgeführt. Doch die Begegnung in dieser nichtsprachlichen Ebene birgt auch das Potenzial in sich, subtile und implizite Erfahrungen hörbar und für andere nachvollziehbar zu machen. Durch die Möglichkeit der Simultaneität im musikalischen Ausdruck wird Identität in ihrer komplexen Vielschichtigkeit und Gleichzeitigkeit

erfahrbar. Sprachlich schwer ausdrückbare Normen und soziale Ungleichheiten können so greifbar und auf diese Weise neu verhandelbar werden. Damit es nicht um die Frage „Wie soll ich klingen?“ geht, sondern beispielsweise: „Wie klinge ich im Moment, wenn ich mich von den impliziten Erwartungen anderer an mich kurz befreien kann? Wie fühlt es sich an, wenn ich als Klient*in selber entscheide, was gut für mich ist? Wie können wir uns gegenseitig bestärken, um mit der Ablehnung, die uns vielleicht in unserem Alltag entgegenschlagen mag, umzugehen?“ Entscheidend für eine solche Umsetzung ist die Reflexion sozialer Normen, Machtverhältnisse und der eigenen sozialen Verortung durch Therapeut*innen in der Ausbildung ebenso wie in der klinischen Praxis. So kann Musiktherapie zu einem Raum werden, in dem individuelles Leid auch als Spiegel gesellschaftlicher Strukturen erfasst und Vielfältigkeit zelebriert werden kann.



Miriam Adolf schloss 2022 das Musiktherapiestudium an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien ab. Diplomarbeit: „Intersektionalität und Queer Theory als Perspektiven einer an sozialen Gerechtigkeit orientierten musiktherapeutischen Ausbildung und Praxis“. Zurzeit studiert sie Gender Studies im Master an der Universität Wien.

Julia Fent studierte an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Musiktherapie und beendete 2021 ebendort ihr Doktoratsstudium in Gender Studies. Dissertation: „Diskriminierungskritische Perspektiven auf Musiktherapie und ihre Kontexte“.

Jo*hanna Russ studierte Bildungswissenschaft an der Universität Wien und hat 2022 das Musiktherapiestudium an der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst abgeschlossen. Diplomarbeit: „I don't wanna be paying 80 Euros per hour to elaborate on what structural sexism means, because [the therapists] need to know that. In advance“ – eine gesellschaftskritische Betrachtung der musiktherapeutischen Beziehung anhand von Trans Studies und Crip Theory.

Von der Schwierigkeit, die richtigen Worte zu finden

Stigmatisierung von Menschen mit psychischer Beeinträchtigung

Psychische Beeinträchtigungen sind unsichtbar. Ungeschulte erkennen nicht (gleich), ob jemand betroffen ist oder nicht. Sie wissen nicht, was es bedeutet, mit einer Erkrankung zu leben, die das Leben auf verschiedenen Ebenen immens belasten und einschränken kann.

Über psychische Beeinträchtigungen zu sprechen, ist schwer wie belastend. Zu groß ist die Angst vor den Folgen. Kampagnen wie „Red’ ma drüber“ von *ganznormal.at* oder „Gut und selbst“ sind zwar gute Beispiele für gesellschaftliche Verantwortungsübernahme. Trotzdem schaffen wir es teilweise nicht einmal innerhalb von Familien, über psychosoziale Schwierigkeiten zu sprechen. Wieso ist dieses Thema so angstbesetzt, ja, so stigmatisiert?

Stigmatisierung ist die negative Zuschreibung von bestimmten Eigenschaften und Merkmalen wie z. B. *psychisch krank*, die dann mit bestimmten Verhaltenserwartungen verknüpft werden wie etwa „*Psychisch Kranke sind gefährlich, unheilbar, unberechenbar*“. Weil niemand mit solchen Eigenschaften in Verbindung gebracht werden möchte, folgt eine Abgrenzung zwischen *wir* (die Gesunden) und *sie* (die psychisch Kranken). Die Konsequenz ist Ausgrenzung und Statusverlust der betroffenen Personen.

In den letzten Jahren werden unsere Schwierigkeiten und Problemlagen

vermehrt in einer breiten Öffentlichkeit diskutiert – insbesondere dank dem Mut betroffener Künstler_innen oder Sportler_innen, die ihre psychischen Beeinträchtigungen offenlegen. Doch gerade die mediale Berichterstattung, die Wert auf Aufklärungs- und Sensibilisierungsarbeit

Psychotäter_innen, die schlichtweg *durchdrehen*. Die gedankenlose Verwendung solcher Worte im Zusammenhang mit massiven Verbrechen führt zu Stigmatisierung von Menschen mit psychischer Beeinträchtigung. Dass die erfolgten Taten unaussprechlich schrecklich sind, rechtfertigt nicht, dass mit diesen Bildern Menschen mit psychischer Beeinträchtigung als *gefährlich* dargestellt werden.

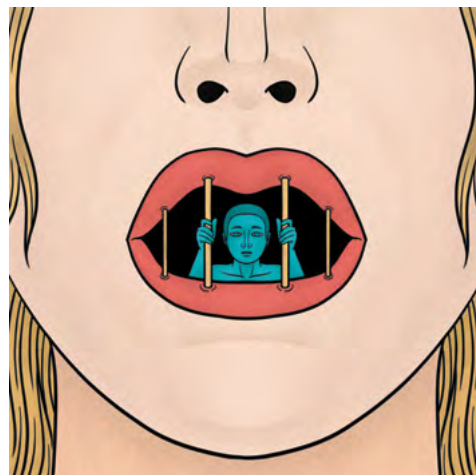


Illustration: Pixabay

legen sollte, wirkt sich oft negativ auf die Lebenswelt von Menschen mit psychischer Beeinträchtigung aus. Gerne werden hier Gewaltverbrechen als *Wahnsinnstaten* betitelt, Verbrecher_innen als *geistig abnorme Rechtsbrecher_innen* oder

Problematisch ist auch die umgangssprachliche und mediale Verwendung des Begriffs *Selbstmord* für Suizid. Es ist zwar gut und unbedingt notwendig, über Suizidgedanken zu sprechen – ich weiß das aus eigener Erfahrung. Aber wichtig ist auch, *wie* man darüber spricht. Denn in *Selbstmord* steckt immer noch das Wort *Mord*, und *Mord* verbinden wir mit einem *Verbrechen*. Hat jemand sich das Leben genommen, hat dieser Mensch nach dem katholischen Glauben ein *Verbrechen am Leben* begangen. Angehörigen gegenüber wird nicht selten geäußert, wie *feige* es doch ist, so sein Leben zu beenden. Dies führt dazu, dass Suizide

und Suizidgedanken immer noch als Tabuthemen gelten und Betroffene davon abhalten, sich entsprechend zu öffnen, um Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Psychisch beeinträchtigte Personen können ihr Gegenüber an seine Grenzen bringen, das ist für mich persönlich ein ganz wichtiger Punkt. Nichtbetroffene wissen oft nicht, wie sie mit bestimmten Situationen adäquat umgehen sollen. Wenn zum Beispiel jemand im Bus ein Selbstgespräch führt oder wenn jemand die Narben an meinen Armen sieht, kommt es zu Abwehrhaltungen. Dahinter steckt keine böse Absicht, sondern das Stigma der psychischen Erkrankung.^[1]

Im persönlichen Umfeld machen Aussagen wie „Das ist doch nur eine Ausrede!“, „Du bist doch nur zu faul!“ oder „Reiß dich mal zusammen!“ es Menschen mit psychischer Beeinträchtigung schwer, offen und ehrlich über ihre Probleme zu sprechen. Oft findet man sich in einem endlosen Rechtfertigungsjungle wieder, sodass man sich lieber verstellt und versucht, keine Schwäche zu zeigen. Einer solcher Sätze, den ich oft zu hören bekam, war: „Geh doch an die frische Luft, dann geht es dir sicher besser.“ Wenn es nur um die frische Luft gehen würde, mach ich ein Fenster auf und gut ist es. Wenn aber meine Erschöpfungszustände so stark sind, dass ich das Gefühl habe, eine Tonne an Gewicht liegt auf mir, bin ich froh, überhaupt bis ans Fenster zu kommen. Dennoch ist es unbedingt notwendig, miteinander zu sprechen und für solche Fälle gemeinsam kleine Schritte und Strategien zu entwickeln.

Menschen mit psychischer Beeinträchtigung werden auf vielfältige Weise stigmatisiert. Die Folgen sind gravierend und betreffen alle Lebens-

bereiche. Sie reichen von Bildungslücken über schlechtere Chancen am Arbeits- und Wohnungsmarkt und geringerer Qualität in der Gesundheitsversorgung bis hin zur sozialen Isolation und dem Abgleiten in die Wohnungslosigkeit.

Das alles wirkt sich wiederum negativ auf den Krankheitsverlauf aus. Expert_innen sprechen daher von Stigma als zweiter Erkrankung, die es zu bekämpfen gilt, bevor man die Krankheit selbst erfolgreich bekämpfen kann.^[2]

Die psychische Gesundheit hat in der Gesellschaft einen geringeren Stellenwert als die körperliche.^[3] In der breiten Öffentlichkeit sprechen wir kaum über psychische Gesundheit und die Bewältigung psychischer Krisen. Dabei wäre dies unbedingt notwendig, vor allem auch zur Überwindung der Unterscheidung zwischen *gesund* und *krank*. Das Ergebnis kollektiver Angst vor psychischer Beeinträchtigung sind schlussendlich hohe Gesundheitskosten, die uns alle betreffen.

Wie können wir nun gegen Angst und Stigmatisierung vorgehen? Es braucht Aufklärung und Wissen über psychische Beeinträchtigungen in der gesamten Bevölkerung. Dafür muss man offen drüber reden oder so wie es bei uns auf *stoasteirisch* heißt: *dischkriern*. Gleichzeitig braucht es ein achtsames und aufmerksames Zuhören und Hinschauen, wo es noch nicht so gut läuft. Es ist gewiss schwer, über psychische Krisen und Beeinträchtigungen zu sprechen. Das weiß ich aus eigener Erfahrung allzu gut. Teils ist es uns Betroffenen, je nach Phase der Erkrankung, gar nicht möglich, über unser Befinden zu sprechen. Andererseits empfinden Gesprächspartner_innen sehr oft Angst und Druck, durch falsche Aussagen oder Fragen weitere Stigmatisierungen zu verursachen. Dieses Thema können

wir also nur gemeinsam angehen – innerhalb von Familien, in der breiten Öffentlichkeit und in der Politik. Es gilt, die individuellen Schwierigkeiten und Hintergründe für Ängste, Vorurteile sowie Stigmatisierung zu besprechen. Dafür ist es wichtig, das Erfahrungswissen von Betroffenen und Angehörigen stets miteinzubeziehen. Schlussendlich liegt es an uns allen, wie wir die Sprache anwenden und weitergeben. Ich lade Sie deshalb ein, offen auf Ihre Mitmenschen zuzugehen und weniger die Frage „Wie geht es dir?“ zu stellen, dafür öfter aufzufordern: „Erzähl doch mal, wie du dich heute fühlst!“

Ich hatte immer das Gefühl, ich passe nicht in diese Welt hinein, ich gehöre nicht dazu, ich bin komisch – nicht im Sinne von lustig, sondern im Sinne von anders. In meiner Erinnerung war ich ein in sich gekehrtes Kind, sensibler und emotionaler als andere in meinem Alter. Ich fühlte mich stets anders, ja, fremd, wie ein Alien. Schnell brach ich mal in Tränen aus, und wenn ich fröhlich war, wirkte ich auffallend schräg. Teilweise musste ich eine Rolle spielen, damit ich irgendwie dazugehörte. Ich konnte nicht sein, wie ich war und wusste oft auch nicht, wie ich sein sollte. Es war jeden Tag ein bisschen Theater spielen, um ja nicht aufzufallen. Schlussendlich war es so, als wäre ich in einem schrecklichen Film gelandet, in dem ich eine andere Version von mir selbst spielte und mit Popcorn in der Hand im Publikum sitzend auch noch zusah, was alles so schief lief.

Meine Geschichte beinhaltet traumatische Lebenserfahrungen, die – zusätzlich zu einer vermutlich familiären Veranlagung – zu einer emotional instabilen Persönlichkeitsstörung und wiederkehrenden Depressionen geführt haben. Heute sehe ich mich als eine liebenswerte Chaotin mit Spuren auf der Seele und ganz viel Potenzial, im Leben die richtige Nische für mich zu finden.

Michaela Lödler kommt aus einem kleinen Dorf in der Südtiroler Mark und lebt seit 17 Jahren in Innsbruck. Sie ist Mitglied im Tiroler Monitoringausschuss, wo sie ehrenamtlich Menschen mit psychischer Beeinträchtigung vertritt.

^[1] Vgl. Nowotny, Gasser (2020): Stigma psychischer Erkrankung: Anti-Stigma-Aktivitäten in Österreich, in: „Behindert“ aufgrund psychischer Erkrankung, insbesondere in Zeiten von Covid-19, Österreichisches Komitee für Soziale Arbeit, Wien.

^[2] Vgl. ebenda.

^[3] Vgl. Finzen, Asmus (2000): Psychose und Stigma. Stigmabewältigung zum Umgang mit Vorurteilen und Schuldzuweisungen. Psychiatrie Verlag gem. GmbH, Bonn.

„Wir müssen auch Kränkungen und Diskriminierungen entgegenwirken“

Die gemeinnützigen Organisationen Peregrina, Aspis und Miteinander Lernen – Birlikte Öğrenelim verbindet die Auszeichnung mit dem Alexander-Friedmann-Preis für das besondere Engagement in der psychosozialen Arbeit mit traumatisierten Menschen über ethnische Grenzen hinweg. Cornelia Kogoj spricht mit den Therapeut:innen Sanda Schmidjell, Klaus Ottomeyer und Linda Açıkalm über die gesundheitlichen Folgen von Diskriminierung, die Auswirkungen der Coronapandemie auf Geflüchtete und Migrant:innen sowie die Weitergabe von traumatischen Erfahrungen an Nachfolgenerationen.



V. links n. rechts Sanda Schmidjell (Peregrina); Foto: privat | Klaus Ottomeyer (Aspis); Foto: Helga Mracnikar | Linda Açıkalm (Miteinander Lernen); Foto: privat

Der Begriff „Minority Stress“ steht für die besonders hohe Stressbelastung für stigmatisierte soziale Gruppen und Minderheitenangehörige und die möglichen negativen Folgen auf ihre psychische und körperliche Gesundheit. Meine erste Frage an Sie als Psychotherapeutin beim Verein Miteinander Lernen, Frau Açıkalm: Ihre Organisation

bietet systemische Familientherapie und personenzentrierte Psychotherapie für Migrant:innen an. Was ist es genau, das diesen Stress bei Ihren Klient:innen auslöst?

Linda Açıkalm: Es handelt sich um mehrere Faktoren. Ein Großteil unserer Klient:innen hat etwa aufenthaltsrechtliche, berufliche oder schulische Probleme. Alles Situatio-

nen, in denen viel Unsicherheit und existenzielle Ängste im Raum stehen. Allein wenn man bedenkt, wie viele Behördenwege Familien für ihre Aufenthaltsgenehmigungen absolvieren müssen, kann das schon einen großen Stress auslösen.

Der amerikanische Psychologe und Erziehungswissenschaftler Robert T. Carter hat den Begriff des „race-based

traumatic stress“ geprägt, den er als „emotional pain from racial experiences“, als ständige emotionale Verletzung, beschreibt, die in Folge zu psychischen Erkrankungen führen kann. Wie äußert sich dieses ständige Verletztwerden?

Açıklan: Die meisten unserer Klient:innen kommen mit schweren Depressionen zu uns. Was auch sehr häufig vorkommt, sind posttraumatische Belastungsstörungen und psychosomatische Beschwerden. Oft sind sie bereits in ärztlicher Behandlung, ohne dass Ursachen für ihre körperlichen und seelischen Beschwerden festgestellt werden konnten. Hinzu kommen Ängste wie etwa Sozialphobien. Generalisierte Angststörungen oder Panikattacken sind auch immer wieder ein Thema.

Man hört häufig, dass Betroffene, die unter diesem „race-based traumatic stress“ leiden, von ihren Therapeut:innen nicht ernst genommen bzw. nicht richtig diagnostiziert werden. Was muss Ihrer Meinung nach passieren, um diese Menschen adäquat unterstützen zu können?

Açıklan: Wichtig wäre vor allem die Schaffung von kostenlosen Therapieangeboten. Denn viele Hilfesuchende können sich keine Therapie leisten. Wir bieten zwar Sozialtarife an, aber selbst damit ist es für manche Familien schwierig. Weiters müsste ein viel größeres muttersprachliches Angebot gewährleistet werden. Für eine Person mit kaum oder wenig Deutschkenntnissen ist es sehr schwierig, ihren Zustand und ihre Beschwerden zu beschreiben. Wenn sie Glück hat, sind Dolmetscher:innen vor Ort, die aber nicht Teil der Regelversorgung sind. In akuten Krisenfällen unterstützen auch psychosoziale Dienste, trotzdem braucht es dringend muttersprachliche Psychotherapie auf Krankenschein. Wir bei Miteinander Lernen können derzeit aufgrund der großen Nachfrage keine

neuen Klient:innen mehr aufnehmen. Erschwerend kommt hinzu, dass es bei vielen Klient:innen sehr lange dauert, bis sie bei uns landen. Oft ist es schon so spät, dass manche bereits eine schwere Depression mit psychotischen Symptomen entwickelt haben.

Stichwort „muttersprachliches Angebot“: Sanda, ihr bietet in Peregrina Therapie für migrantische Frauen an. Wie stellt sich diese Problematik bei euch dar?

Sanda Schmidjell: Vorausschicken möchte ich, dass wir nicht nur muttersprachliche Behandlungen anbieten, auch Klient:innen mit guten Deutschkenntnissen kommen zu uns. Und ja, auch wir haben lange Wartelisten bzw. haben diese derzeit wieder einmal geschlossen, weil wir sie bis Ende des Jahres nicht mehr schaffen. Das ist ein strukturelles Problem. Als kleine NGO haben wir mit unserem Angebot so lange – mittlerweile seit nahezu 30 Jahren – ausgeharrt, dass ich manchmal das Gefühl habe, wir halten das ganze System aufrecht. Das kann eigentlich nicht sein.

Wie kann man sich eine Behandlungssituation vorstellen, wenn sie nicht in den jeweiligen Herkunftssprachen der Klient:innen abläuft? Welche Erfahrungen habt ihr mit Dolmetscher:innen?

Schmidjell: Wir haben eher wenig Erfahrung mit Dolmetscher:innen – dazu kann Herr Ottomeyer vermutlich mehr erzählen –, aber die Behandlung mit Dolmetscher:innen ergibt ein anderes Setting. Mit einer dritten Person im Raum entsteht eine andere Dynamik. Mittlerweile glaube ich aber, dass ich mit einem solchen Setting mehr Probleme habe als meine Klient:innen. Denn diese sind erleichtert, wenn sie überhaupt eine Therapie in Anspruch nehmen können. Die Dolmetscher:innen müssen jedenfalls professionell sein. Was wir nicht erlauben, sind Laiendolmetscher:innen oder

die Kinder der Klient:innen als Dolmetscher:innen. Das ist ein absolutes No-Go. Das machen wir nicht.

Klaus Ottomeyer: Bei uns in Aspis, wo wir vor allem mit traumatisierten Geflüchteten arbeiten, finden die meisten Therapien mit Dolmetscher:innen statt. Dabei ist es wichtig, dass diese bestimmten Regeln unterliegen. Sie müssen ebenso wie der Psychotherapeut, die Psychotherapeutin schweigepflichtig sein und nahe am Gesagten der Patientin übersetzen. Das kann man zwar nicht genau kontrollieren, aber man merkt schon, ob etwas unklar ist. In diesem Fall sollte man in Gegenwart der Patientin rückfragen. Ich frage dann z. B. die Dolmetscherin, ob sie mir erklären kann, was das Gesagte in der jeweiligen Kultur bedeutet. Aber auch die Kommunikation zwischen dem Therapeuten und der Dolmetscherin muss den Patient:innen sofort übersetzt werden. Ich halte nichts davon, Dolmetscher:innen als „Übersetzungsautomaten“ oder „Simultan-Dolmetscher:innen“ zu sehen. Ich habe eine sehr kollegiale, manchmal auch eine co-therapeutische Beziehung mit ihnen. Wichtig ist aber, dass die Dolmetscher:innen dazu angehalten werden, außerhalb der Therapie abstinent zu bleiben. Denn oft rufen Patient:innen nach einer Therapiestunde ihre Dolmetscher:innen an und bitten sie um Unterstützung bei einem Arztbesuch oder Amtsweg. Das darf natürlich nicht passieren. Wir haben aber im Großen und Ganzen gute Erfahrungen mit Dolmetscher:innen. Es gibt Untersuchungen, dass Traumatherapien mit Dolmetscher:innen genauso wirksam sind, wie jene, die muttersprachlich ablaufen. Natürlich sind das Herausforderungen, aber man sollte deswegen nicht sagen: „Ach, lass das doch bleiben, es wird sowieso alles verzerrt durch das Dolmetschen.“ Oft ist das ein Abwehrargument dafür, dass man keine interkulturelle Psychotherapie durchführen möchte.

Ich möchte daran anschließen und dich, Sanda, fragen.

ob es immer von Vorteil ist, nicht nur dieselbe Sprache zu sprechen, sondern auch selbst Minderheitenangehörige zu sein. Vielleicht weil man über ähnliche Erfahrungen wie die Klient:innen verfügt? Oder kann dies in der Behandlung auch einen Nachteil darstellen?

Schmidjell: Ich glaube schon, dass man die eigene Erfahrung – wenn auch sehr vorsichtig – miteinbringen kann. Eine ähnliche Herkunft erzeugt oftmals eine emotionale Nähe. Die Klient:innen haben das Gefühl, dass ich ihnen näher bin als etwa eine mehrheitsösterreichische Therapeutin. Ich hatte zum Beispiel heute eine Klientin, der ich zu *Bayram*, dem Fest des Fastenbrechens, gratuliert habe. Wie man das macht, weiß ich von meiner Großmutter. Meine Klientin war ganz glücklich. Sie hat das als liebevolle Geste empfunden. Was mir aber gleichzeitig klar sein muss, ist, dass ich – und das ist oft der Fall – anders sozialisiert worden bin als meine Klient:innen. Die gleiche Herkunft bedeutet nicht, dass wir die gleichen Lebensanschauungen haben. Ich komme aus einem Land, in dem es einen Bürgerkrieg gab, und ich habe es oft erlebt, dass die Klient:innen vorsichtig fragen, welcher ethnischen Gruppe ich angehöre. Das kann dann auch von Nachteil sein. Im Allgemeinen ist es aber ein Vorteil. Ich muss mir jedenfalls meiner Rolle als Therapeutin bewusst sein und es bedarf dabei ein erhebliches Maß an Selbstreflexion.

Ottomeyer: Ja, das sehe ich auch so und am besten ist es, wenn man – insbesondere bei Klient:innen, die aus Kriegsgebieten kommen – nachfragt. Wir haben zum Beispiel viele tschetschenische Klient:innen. Da bei uns kaum jemand tschetschenisch spricht, hatten wir zuerst eine Dolmetscherin aus Russland, die aber von den meisten abgelehnt wurde. Jetzt haben wir das große Glück, eine Dolmetscherin zu haben, die aus Bulgarien stammt, perfekt Russisch spricht und in der Ukraine studiert hat. Das wird auch im Hinblick auf

die ukrainischen Klient:innen von Vorteil sein. Ich hatte einmal einen Klienten aus dem Kosovo, der sowohl von der UÇK (paramilitärische Befreiungsarmee des Kosovo, Anm.) als auch von den Serben schwer traumatisiert war. Ich hatte eine sehr nette studentische Dolmetscherin aus dem Kosovo. Mein Klient dachte aber die ganze Zeit, dass der junge Mann der UÇK nahesteht, und hat deshalb über viele Dinge nicht reden können. Dann hatten wir eine Dolmetscherin aus Albanien und es ging alles gut.

Frau Açıkalin, welche Erfahrung haben Sie damit?

Açıkalin: Wir bieten vor allem muttersprachliche Beratung und Psychotherapie für türkischsprachige Klient:innen an. Zu uns kommen aber auch kurdische Frauen. Wenn wir Workshops anbieten, versuchen wir eine Brücke zwischen den unterschiedlichen Minderheiten zu bauen. Wenn wir etwa über Frauenthemen sprechen, kommt das Thema „türkisch sein“ oder „kurdisch sein“ eigentlich kaum vor. Es geht vor allem um das Thema „Frau sein“. Wir versuchen, verbindende Themen anzusprechen.

Viele unserer Klient:innen sind traditionell religiös orientiert, so dass es bei bestimmten Themen, in denen Scham und Zurückhaltung eine große Rolle spielen, zu gewissen Abwehrmechanismen kommt. Wir versuchen dann einen Weg zu finden, damit die Gruppe ohne Angst über Themen sprechen kann, über die sie sonst schweigen würde.

Aber um auf das Thema muttersprachliche Therapie zurückzukommen: Vielen unserer Klient:innen fehlt einfach der deutsche Wortschatz, um sich in Bezug auf ihre Gesundheit artikulieren zu können. In den Deutschkursen kommen diese Begriffe in der Regel nicht vor. So frage ich mich, wie eine Frau ihren Gesundheitszustand beschreiben soll, wenn sie die dazugehörigen Begriffe nicht gelernt hat?

Kommen wir zur Corona-Pandemie und deren Auswirkungen auf die mentale Gesundheit. Herr Ottomeyer, welche Folgen auf die

Gruppe der Geflüchteten haben Sie festgestellt?

Ottomeyer: Nicht so dramatische, wie man meinen möchte. Denn während eines Asylverfahrens ist man sowieso in einem Haus, aus dem man kaum herauskommt. Die Asylwerber:innen haben auch kein Geld für irgendwelche Außenaktivitäten. Von der sogenannten „Nachtgastronomie“, die den Österreicher:innen so wichtig ist, ganz zu schweigen. Das ist alles für Geflüchtete kein Thema. Und ich wüsste auch nicht, dass sich irgendjemand darüber aufgeregt hätte, beim Einkaufen eine Maske aufsetzen zu müssen. Die Pandemie hat das Leid der Betroffenen nicht dramatisch gesteigert. Die Therapien haben über Zoom stattgefunden. Alle haben heute Smartphones. Insofern ist die Situation anders als etwa bei den jugoslawischen Geflüchteten in den 1990er Jahren. Natürlich ist eine Zoom-Sitzung anders als live. Aber ich fand es einen Segen, wie gut die Klient:innen die Smartphone-Technologie beherrschen. Das war wunderbar.

Schmidjell: Ich glaube auch nicht, dass die Corona-Pandemie für den psychischen Zustand von Migrant:innen schlimmer war als für Einheimische. Was wir aber dennoch bemerkt haben, war, dass der erste Lockdown, vor allem für bosnische Frauen, das Gefühl einer vagen Bedrohung ausgelöst hat. Sie haben sich an den Anfang des Krieges versetzt gefühlt. Es hat eine sogenannte Retraumatisierung stattgefunden. Einige Klient:innen haben auch davon erzählt, wie verletzt sie sich durch Aussagen wie „das Virus kommt mit dem Auto“ oder „die Migranten schleppen die Viren ein“ gefühlt haben. Schwierig war für viele auch, nicht in ihre Herkunftsländer reisen zu können, vor allem für solche, die pflegebedürftige Angehörige haben. Aber viele haben den Beginn der Pandemie auch als wohltuend empfunden. Weniger Stress, weniger Termine etc. Und natürlich war – was Sie, Herr Ottomeyer, eben erwähnt haben – die Möglichkeit, die Behandlungen über Zoom zu führen, auch

ein Fortschritt. Auch im Hinblick darauf, dass viele Frauen Kinderbetreuungspflichten haben.

Ottomeyer: Ich möchte von mir aus noch einen weiteren Aspekt ansprechen: Die größte Belastung in der Arbeit mit traumatisierten Geflüchteten ist nicht die Behandlung der traumatischen Symptome, sondern die Atmosphäre der Verdächtigungen, denen diese Menschen ausgesetzt sind. Denn innerhalb eines Asylverfahrens geht es ständig darum, ob diese schrecklichen Geschichten, die sie erlebt haben, überhaupt stimmen oder ob sie nur „in unser Sozialsystem“ einwandern möchten. Das muss man sich einmal vorstellen! Das ist eine große Kränkung und eine zusätzliche Traumatisierung. Dieses „blaming the victim“ – der Begriff stammt aus der amerikanischen Rassistenforschung – schwebt oft über dem Therapievorgang. Dagegen anzukämpfen und die Betroffenen gegen die Diskriminierungen zu schützen, die sie während ihres Asylverfahrens erleben, ist in der interkulturellen Trauma-Therapie eigentlich die Hauptaufgabe. Viele Menschen können sich die alptraumartige Situation, die viele Geflüchtete erlebt haben, gar nicht vorstellen. Mitzuerleben wie einem Menschen der Kopf abgehackt wird oder bei einem Bombenangriff die Arme abgerissen werden – das möchte man nicht wahrhaben und will stattdessen lieber glauben, dass sie erfunden seien.

Die zweite große Dauerkränkung ist die Unterstellung, Geflüchtete würden „mehr bekommen“ als die Einheimischen. Hier entsteht ein Neid wie auf kleinere Geschwister, die die Aufmerksamkeit der Erwachsenen abziehen. Das trifft jetzt glücklicherweise auf die Menschen, die aus der Ukraine geflüchtet sind, nicht zu, da bei ihnen das Traktieren der Menschen mit Paragraphen wegfallen wird. Das wird wohl einfacher werden als in den Jahren 2015/2016 oder davor bei den Geflüchteten aus Jugoslawien.

Schmidjell: Allerdings kann man jetzt schon davon ausgehen, dass die Stimmung kippen wird. Nicht nur bei den Geflüchteten, wo die Situation

zweifellos noch einmal extremer ist, sondern auch bei Migrant:innen mit Aufenthaltstitel sehen wir, welche gesundheitlichen Auswirkungen diese absurde Gesetzgebung hat.

Als ich gehört habe, dass die Frauen, die jetzt aus der Ukraine flüchten, freien Zugang zum Arbeitsmarkt bekommen, war mir klar, was das bedeutet: Sie werden in Pflegeberufen arbeiten müssen. Anstatt dass man diesen Frauen Zeit gibt, anzukommen und sich zu stabilisieren, drängt man sie in Pflegeberufe. So wie damals vor 30 Jahren, als man die bosnischen Frauen in die Reinigungsbranche gezwungen hat. Diese sind völlig traumatisiert nach Österreich gekommen und mussten sofort zu arbeiten beginnen.

[Sanda, du hast es angesprochen: 30 Jahre ist es her, dass der Krieg in Bosnien begonnen hat. Im April vor 80 Jahren haben die Deportationen der Kärntner Slowen:innen stattgefunden. Wir wissen aus vielen Studien mit Holocaust-Überlebenden, dass ihre traumatischen Erfahrungen an die Nachfolgenerationen weitergegeben werden. Und man weiß, dass es – salopp formuliert – drei Generationen braucht, um einen Krieg zu verarbeiten. Wenn man die Bilder der geflüchteten Frauen und Kinder aus der Ukraine vor sich hat, kann man sich vorstellen, welche Traumata und welches Leid an die nachfolgenden Generationen weitergegeben werden. Meine abschließende Frage an alle: Gibt es Methoden, die man jetzt schon in der Therapie anwenden kann, damit es gar nicht erst so weit kommt?](#)

Ottomeyer: Ja, das stimmt, wir können jetzt schon voraussagen, dass viele Kinder der Traumatisierten ebenfalls Symptome entwickeln werden. Sie entwickeln zwar selten das ganze Spektrum an post-traumatischen Symptomen, aber das kann sich ganz unterschiedlich äußern, etwa in der ständigen Sorge um die Eltern oder dem Gefühl, dass sie die Unterdrückung der Eltern wiedergutmachen oder sogar rächen müssten.

Schmidjell: Du hast mit der Betonung auf *jetzt* eigentlich schon eine

Antwort auf deine Frage formuliert. Was wird jetzt gebraucht, damit es gar nicht so weit kommt? Die Mütter sind mit ihren Kindern hier, die Väter sind zumeist in der Ukraine geblieben. Die Geflüchteten werden mit einer sogenannten Überlebensschuld zu kämpfen haben und damit werden wir uns auseinandersetzen müssen. Ich habe keine Illusion darüber, dass der Krieg bald vorbei sein wird. Das Land ist zerstört. Wie die Ukrainer:innen kollektiv damit umgehen werden, ist schwierig vorzusagen, aber es wird gravierende Folgen haben. Meine Antwort lautet daher: Wir benötigen jetzt eine intelligente Betreuung für diese Menschen und wir müssen jetzt handeln!

Açıklın: Ich glaube, dass wir uns alle diese Frage stellen müssen. Es ist nicht nur die Aufgabe von uns Psychotherapeut:innen, Soziolog:innen oder Psycholog:innen, sich Methoden zu überlegen, wie man diese Familien, diese Kinder am besten unterstützen kann. Es ist vielmehr die Frage, wie wir als Gesellschaft damit umgehen wollen. Etwa wie die Politik darauf reagiert und wie viel Mittel zur Verfügung gestellt werden. Wie du, Sanda, und Sie, Herr Ottomeyer, gesagt haben, stehen unsere Klient:innen unter einem extremen Druck, der unter anderem durch das System der Behördenwege, der Gesetze etc. erzeugt wird. Das heißt, wir müssen ebendort anfangen. Es ist ein strukturelles Problem, das nicht auf die Beratungs- und Betreuungseinrichtungen abgewälzt werden darf.

Linda Açıklın, personenzentrierte Psychotherapeutin (IPS), Ehe- und Familienberaterin, Vortragende, Gesundheits- und Erziehungsberaterin beim Verein *Miteinander Lernen – Birlikte Öğrenelim*. Singt gerne türkische, kurdische, armenische und persische Volkslieder.

Klaus Ottomeyer, o. Univ.-Prof. i. R., Sozialpsychologe und Psychotherapeut. Er arbeitet in der Einrichtung *Aspis* mit Flüchtlingen und Verfolgten des NS-Regimes. Im Februar 2022 erschien sein Buch „Angst und Politik“ beim Psychosozial-Verlag.

Sanda Schmidjell, klinische und Gesundheitspsychologin, klinische Hypnose-, EMDR- und Traumabehandlerin in *Peregrina – Bildungs-, Beratungs- und Therapiezentrum für Immigrantinnen* in Wien und in freier Praxis.

Transkription: Ebru Uzun

„Beachten Sie bitte das Verbot des Betretens des Sees, des Badens und des Fischens!“

Dieser Text begrüßte mich hart, aber herzlich von einer Tafel am Rande des Lanser Seerosenweihers, den ich zum Ziel eines beschaulichen Sommerspaziergangs in der Umgebung Innsbrucks gewählt hatte. Ich hielt verwundert inne. Wer sollte um Himmelswillen auf die Idee kommen, den See zu betreten?

Ich hatte den Gedanken noch nicht beendet, da teilte sich am gegenüber liegenden Ufer des kleinen Gewässers das Schilf, und heraus trat eine menschliche Gestalt in weißem Gewande, setzte Fuß um Fuß auf die Oberfläche des Wassers und bewegte sich gelassen zur Mitte des Teiches. Mensch, das ist doch Jesus!, fuhr es mir durch den Kopf.

Schnell versteckte ich mich hinter einem Strauch, um Jesus nicht zu verschrecken, und harrete der Dinge. Ein Wald- und Wiesenhüter kam des Weges und erblickte den Mann auf dem Wasser. „Hallo, Sie“, rief er, „kommen Sie sofort her!“ Jesus blickte auf, lächelte und trat ans Ufer. Der Waldhüter zückte seinen Ausweis. Nach einem kurzen Wortwechsel gingen die beiden Männer in Richtung Lans davon und entschwanden meinem Blick.

Was jetzt folgte, konnte ich nicht mehr aus erster Hand beobachten, vielmehr erfuhr ich es stückweise aus den Medien.

Am Gendarmerieposten des Dorfes Lans erkannte man, dass es sich bei dem Wasserwanderer zweifelsfrei um einen Ausländer handelte. Da man sich dafür nicht zuständig hielt, überstellte man ihn nach Innsbruck in die Polizeidirektion, wo er einvernommen wurde. Auf die Frage nach seiner Herkunft gab er die ausweichende Antwort, dass sein Reich nicht von dieser Welt sei. Etwas mehr Licht in die Sache brachte die Aussage, dass er von seinem Vater im „Himmel“ gesandt sei. Der Polizeidirektor zog daraus den Schluss, dass der Fall nur von der höchsten



Unverschämte Geschichten

Jesus im Heiligen Land (Tirol)

Michael Oertl

Stelle, also vom Innenministerium, entschieden werden könne, und schickte Jesus nach Wien.

Dort grübelten die zuständigen Beamten über der Frage, ob der Himmel ein sicheres Drittland sei, in das Jesus zurückgesandt werden könne. Sie wurden sich nicht einig und legten das Problem dem Minister vor. Dieser hielt Rückfrage beim Bundeskanzler, und der hatte schließlich eine Idee. „In Rom wird man es wissen. Wir schicken jemand hin, der sich auskennt, der Beziehungen hat!“ Ein prominenter Parlamentarier, selbst Abgeordneter des Heiligen Landes (Tirol), wurde nach Rom gesandt und traf mit dem Außenminister des Heiligen Stuhls, einem französischen Erzbischof, zusammen. Der erteilte die beruhigende Auskunft, auch

schriftlich, dass ein Mann wie Jesus selbstverständlich jederzeit Aufnahme im Himmel finden würde und dass ihm dort keinerlei Bestrafung drohe wegen seiner Abwesenheit (seines Ausbüxens), dass er vielmehr wie ein verlorenener Sohn willkommen geheißen werde.

Jetzt blieb nur noch das Problem der Abschiebung. Wieder hatte der findige Kanzler eine Idee. Nachdem er sich seit Kurzem besser mit dem französischen Staatspräsidenten verstand, fiel es ihm nicht schwer, beim nächsten Flug der Weltraumrakete „Ariane“ einen Platz für Jesus zu ergattern.

Bis dahin dauerte es noch eine Weile. Jesus verhielt sich die ganze Zeit über sehr kooperativ. Der Kanzler ließ es sich nicht nehmen, mit

ihm eine Wanderung nach Mariazell zu machen. Er bedauerte, dass der Staat die Kosten für Asylwerber nicht mehr übernehmen könne, und beglich diese für Jesus aus eigener Tasche. Der gute Kanzler! Der in Tirol bekannte touristische Vor-, Kreuz- und Querdenker Günther Aloys lud Jesus ins Mega-Ressort Ischgl ein und hoffte, von ihm das Wandern auf dem Wasser zu erlernen. Dabei wäre er fast ertrunken. Der Innenminister setzte sich für eine Arbeitsgenehmigung für Jesus ein und hoffte, dass dieser dann Wunder tun würde.

So verging die Zeit bis zur Abschiebung. Diese wurde von den Medien wie die Ausreise eines Staatgastes präsentiert, und das Fernsehen übertrug den Start der „Ariane“ live.

Dann verlor sich die Spur des einsamen Wanderers am Wasser. Ob er je im Himmel ankam, ist nicht bekannt. Die Aufregung auf Erden flaute ab, meine eigenen Beobachtungen behalte ich für mich. Die Österreich-Werbung bastelt an einem Konzept, Pilgerströme ins Land zu leiten, möglichst im Sommer, wenn der Tourismus eine Belebung braucht. In Tirol wurde der Lanser Seerosenweiher als der Ort, an dem der Herr aufgetaucht war, eiligst unter strengen Naturschutz gestellt. Es war aber zu spät. Die ersten Extrempilger (eine neue Spezies von Abenteuerurlaubern) hatten ihn über Nacht ausgetrunken.

PS: Überzeugen Sie sich bitte selbst. Kommen Sie nach Innsbruck, ins schöne Land Tirol, und wandern Sie zum Seerosenweiher! Die Tafel steht immer noch dort. Der Text ist leicht geändert. Jetzt lautet er:

„Beachten Sie bitte zur Erhaltung des Naturdenkmals die Verbote des Betretens der Ufer sowie des Badens und des Fischens im See.“

Na ja, ist ja fast das Gleiche, oder?

Aus dem Buch „Unverschämte Geschichten & Verschämte Bilder“ von Michael Oertl mit Illustrationen von Reinhard Walcher. Landeck: EYE Verlag 2020.

„Sa tumare pačivake | Euch zu Ehren“

Ruža Nikolić-Lakatos | 1945–2022

Ruža war der Grund, warum ich begann, mich als Ethnomusikologin für die Romamusik zu interessieren. 1988 trat sie in der von Bert Breit und Xaver Schwarzenberger gestalteten Fernsehdokumentation „Ihr werdet uns nie verstehen“ auf. Am Ende des Films sang sie, auf der Reichsbrücke stehend, ein Lied. Dieses Lied hat mich im wahrsten Sinne des Wortes berührt, obwohl ich kein Wort verstand und von dieser Art Musik keine Ahnung hatte. Ich wollte lernen, zu verstehen.

Ruža war damals in ihrer Community, der Romagruppe der Lovara, bereits eine berühmte Sängerin. Am liebsten sang sie die alten, traditionellen Lieder, die sie in ihrer Kindheit in Ungarn gelernt hatte, Lieder wie jenes, das in der ORF-Dokumentation vorkam. Sie war eine der „BewahrerInnen“ dieser Tradition. Und es war ihr wichtig, dass diese Lieder weiterlebten. Sonst hätte sie sich Anfang der 1990er Jahre nicht bereit erklärt, ihre Lieder mir, einer jungen und naiven Forscherin, die vom Lied auf der Reichsbrücke fasziniert war, sich aber nicht wirklich auskannte, vorzusingen. Das war keine der in der Ethnomusikologie sonst üblichen Dokumentationen, das war ein Geschenk, für das ich immer noch dankbar bin. „Sa ča pačivake Uschi“ hat sie nach dem Singen oft gesagt, was so viel heißt wie „Dir zu Ehren“. Ich durfte zu dieser Zeit etwa 150 ihrer Lieder aufnehmen, die im Archiv des Instituts für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien wohlverwahrt sind. Mišo, ihr Mann, überredete Ruža damals, für mich zu singen. Er sagte: „Wenn du nicht mehr bist, werden deine Lieder immer noch da sein, und sie werden an einer Universität sein.“ Das war ihm wichtig. Mišo starb am 27. Oktober 2007, Ruža am 4. Mai 2022.

Ruža begann zu Beginn der 1990er Jahre mit ihrem Mann und ihren Söhnen

Sascha und Mischa, öffentlich aufzutreten, mit großem Erfolg, an prominenten Veranstaltungsorten im In- und Ausland. Auch für private Anlässe war sie sich nie zu schade. Ruža war beim Bundespräsidenten, bei der Nationalratspräsidentin, im Burgtheater. In Österreich fand kein World-Music-Festival ohne Ruža statt. An der verstärkten Wahrnehmung der Romamusik in der Öffentlichkeit hatte sie einen ganz wesentlichen Anteil.

Am 9. Februar 1995, vier Tage nach dem Attentat von Oberwart, rief mich Ruža an. Sie bat mich, ein Lied aufzunehmen, das sie für die Toten von Oberwart gemacht hatte: *Phurde bajval phurde* (Wehe, Wind wehe). Sie sagte: „Ich singe davon, damit sie nicht vergessen werden“. Es war eine alte Melodie mit einem neuen Text, der von den Toten spricht, vom Leid der Familien und vom Überleben. Ruža hat mit den Mitteln ihrer Tradition Zeugnis abgelegt und Stellung bezogen. Das war eine der bewegendsten Aufnahmen, die ich jemals mit ihr gemacht habe. Das Lied wurde später in die CD „Stimmen gegen Hass und Gewalt“ integriert, als unüberhörbare Stimme einer Betroffenen.

Die von der **Initiative Minderheiten** am 10. Februar 1995 anlässlich des Oberwarter Attentats einberufene Pressekonferenz im Presseclub Concordia begann mit dem Gesang von Ruža: Sie sang

ebendieses Lied, das von der ORF-Redakteurin Koschka Hetzer aufgezeichnet wurde, die später daraus eine sehr berührende Filmdokumentation machte.

Dieser Umgang mit der Tradition – über wichtige Ereignisse zu singen, sie in Liedern festzuhalten – zeigt, wie lebendig und wichtig diese Praxis für Ruža war. Aber diese Art des Singens ist nicht nur individueller Ausdruck einer Persönlichkeit, sondern auch eine für die Community identitätstragende musikalische Ausdrucksform. Deshalb wurden die Lieder der Lovara 2011 in die österreichische repräsentative UNESCO-Liste des immateriellen Kulturerbes aufgenommen. Ruža hatte den Antrag gestellt.

Bei vielen weiteren Events der Initiative Minderheiten waren Ruža und ihre Familie ein fixer Programmpunkt, etwa bei der Veranstaltung zum Nationalfeiertag 2005 „Die andere Hymne. Minderheitenstimmen zum Nationalfeiertag“. Alle ihre Auftritte bleiben unvergessen.

Ruža stellte ihren Liedern immer eine Widmung voran: *Sa tumare pačivake – Euch zu Ehren*. Es ist unendlich traurig, dass wir diese ihre Widmung nun nicht mehr von ihr hören werden. Aber die Erinnerung bleibt und ich bin Ruža dankbar für all das Schöne, das sie mir und so vielen anderen geschenkt hat.

Rude Girls dürfen das Identität, Herkunft und Privilegien

Die Frage, wovon die Graphic Novel „Rude Girl“ handelt, wird von der Autorin und ihrem Verlag jeweils unterschiedlich beantwortet. Nach Birgit Weyhe geht es in ihrem Comic um die Lebensgeschichte einer sehr besonderen Frau, die bezüglich Herkunft, Identität, Zugehörigkeit und Privilegien viele verschiedene Stationen durchgemacht hat, und um eine andere Frau aus einem ganz anderen Kontext, die versucht, das Leben Priscilla Laynes nachzuerzählen. Nach dem Klappentext des Avant-Verlags, in dem die Graphic Novel im März 2022 erschien, setzt sich die Geschichte hingegen eindeutig mit kultureller Aneignung auseinander, erzählt doch die weiße Illustratorin und Comiczeichnerin Birgit Weyhe aus Deutschland die Geschichte der afroamerikanischen Germanistikprofessorin Priscilla Layne.

Doch Weyhe macht in ihrem Comic mehr als das. Auf einer zweiten Handlungsebene thematisiert sie ihre Rolle als Autorin und schildert, wie ihre Begegnung mit Priscilla Layne zu der Entstehung des Buches geführt hat. Damit sind zwei Handlungsebenen klar umrissen, wenn auch nicht strikt getrennt. Die Kommentare von Priscilla Layne zu den Comicentwürfen der Autorin werden als eigene Handlung dargestellt. Diese Erzählform dient einerseits dazu, den Leser*innen den Lebenshintergrund der Autorin zu verdeutlichen, aus deren Feder der Comic stammt: eine weiße, deutsche Frau mittleren Alters mit akademischem Hintergrund. Andererseits greift Priscilla Layne mit ihren Kommentaren ein, wo

Die Graphic Novel „Rude Girl“ von Birgit Weyhe handelt von den Erfahrungen der Germanistikprofessorin Priscilla Layne, als afroamerikanische Person mit karibischen Wurzeln in einer amerikanischen Großstadt aufzuwachsen. Die Comickünstlerin zeichnet nach, wie sich Layne ihren Weg in einer Gesellschaft bahnt, deren gängigen Kategorien sie nicht entspricht. Wovon erzählt aber der Comic neben Priscilla Laynes Lebensgeschichte noch?



Ein Ausschnitt von Birgit Weyhes Graphic Novel „Rude Girl“.

das Verständnis der Autorin an seine Grenzen kommt.

Birgit Weyhe erzählt also sowohl von Priscilla Layne als auch von sich selbst und sie erzählt nicht allein, sondern in Begleitung ihrer Protagonistin.

das Buch handelt. Anhand dieser scheinbar simplen Aufforderung entwickeln sich Argumente und Perspektiven in Bezug auf kulturelle Aneignung, Grenzen zwischen Offenlegen und Ausweichen und Dynamiken von Identitäten und ihrer Entwicklung.

Birgit Weyhe hält wenig davon, das Buch am Thema der kulturellen Aneignung festzumachen, da es ihr in erster Linie um die Geschichte selbst ging. Außerdem wolle sie dem Vorwurf der kulturellen Aneignung nicht ausweichen, sondern einen Beitrag zu dieser Diskussion leisten. Sie berichtet im Interview ausführlich von ihrer Begegnung mit Priscilla Layne und wie es dazu kam, dass sie sich trotz ihrer anfänglichen Bedenken entschloss, diese Geschichte zu zeichnen. Ihre Bedenken kreisten hauptsächlich darum, ob es ihr gelingen würde, die Geschichte von Priscilla Layne zu erzählen, und wenn ja, welche Erzählhaltung sie einnehmen solle. Hinzu kam, dass Birgit Weyhe bereits bei einem früheren Comic kulturelle Aneignung vorgehalten worden war. Schlussendlich war es die persönliche Beziehung zu Priscilla Layne, die Weyhe in ihrem Vorhaben bestärkte.

Im zweiten Teil der Sendung „Rude Girls“ diskutieren zwei kritische Leserinnen, Maria und Theresa, über die Graphic Novel und ihre Erzählstruktur. Auch dieses Gespräch beginnt mit der Bitte, den Comicinhalte in zwei Sätzen zu umreißen. Beide Gesprächspartnerinnen sind als Women of Color privat wie im beruflichen Alltag mit Fragen der Identität und Herkunft konfrontiert.

In zwei Sätzen, bitte!

Für die Radio-Stimme-Sendung „Rude Girls dürfen das“ bat die Redakteurinnen Petra Permesser und Lilian Häge die Autorin und zwei Leserinnen, in jeweils zwei Sätzen zu schildern, wovon

Entlang der Frage, ob es in dem Buch in erster Linie um den Werdegang von Priscilla Layne geht oder um die Beziehung der Autorin zu ihrer Protagonistin, entspinnt sich eine dynamische Unterhaltung. Denn obgleich sich die Leserinnen einig sind, dass das Leben von Priscilla Layne im Mittelpunkt stehen sollte – was in weiten Teilen auch der Fall ist –, hadern sie mit der Tatsache, dass die Geschichte der Autorin selbst eine so prägnante Stellung erhält.

Entlarven

Tatsächlich beginnt und endet der Roman mit der Geschichte Birgit Weyhes. Einleitend erzählt sie von ihrer Erfahrung, kultureller Aneignung bezichtigt worden zu sein, und wie es zum Buchprojekt kam. Am Ende reflektiert sie den Entstehungsprozess des Comics und ihre Auseinandersetzung mit dem Leben von Priscilla Layne.

Die Protagonistin der Erzählung ist Priscilla Laynes Alter Ego Crystal. Birgit Weyhe betont im Gespräch, mit dem Stilmittel des Verfremdungseffekts gear-

beitet zu haben. Personen und Orte seien als fiktional aufzufassen. Das diene der rechtlichen Absicherung von Priscilla Layne und solle den Einfluss der Autorin auf die Geschichte greifbar machen. Dieses Stilelement ist zugleich eine Referenz an Bertolt Brecht und dessen Dramentheorie, da die Affinität zu Brecht einer der Gründe für Priscilla Layne war, Germanistik zu studieren.

Den Vorwurf der kulturellen Aneignung findet Weyhe nachvollziehbar und will ihm explizit nicht ausweichen. Stattdessen hofft sie, durch die Offenlegung ihrer Motive sowie der Kommentare von Priscilla Layne, zu der Diskussion über kulturelle Aneignung beizutragen. Laynes Kommentare sollten im besten Fall ihren eigenen Blick entlarven.

Die Frage bleibt, ob diese Idee aufgeht oder in ihrer Umsetzung einen gegenteiligen Effekt erzielt. Der Stil der Erzählung hinterlässt bei Maria und Theresa zumindest ansatzweise den Eindruck, als wolle sich die Autorin durch den Kniff der Kommentare und der Offenlegung ihres eigenen Standpunkts aus der Affäre

ziehen. Das wiederum wäre eine Instrumentalisierung der Rolle von Priscilla Layne. Nichtsdestotrotz sind beide Leserinnen in ihrem Fazit einig, dass die Graphic Novel gelungen sei und die Geschichte der Priscilla Layne in dieser Form zu publizieren, einen Gewinn darstelle. Dieser Comic sei ein Vorbild, das Schule machen solle, auch wenn er anders und besser hätte umgesetzt werden können.

Hinhören und nachdenken

In der Diskussion dreht es sich häufig um aufrichtig bis polemisch gestellte Fragen, woran man denn nun kulturelle Aneignung erkennen könne und ob man im Grunde nicht ständig Gefahr liefe, diesem Vorwurf zu begegnen: „Darf ich dann auch keine Jazzmusik mehr spielen“ oder „Soll ich meinen Poncho wegwerfen?“ Diese Fragen gehen am Kern der Sache vorbei. Es muss keine eindeutigen Kriterien für kulturelle Aneignung geben. In Diskussionen geht es nicht zuletzt um die Diskussion selbst. Erst indem wir miteinander sprechen, können wir die jeweiligen Standpunkte und Erfahrungen von Menschen unterschiedlicher Zugehörigkeiten verstehen lernen.

Birgit Weyhe hat mit ihrer Graphic Novel „Rude Girl“ ihr Ziel, einen Beitrag zu Debatten rund um kulturelle Aneignung zu leisten, bereits erreicht. Die kritische Auseinandersetzung der Leserinnen Theresa und Maria mit dem Buch erhellt Aspekte, die vielleicht verborgen geblieben wären. Die beiden demonstrieren, wie man kritisch und wertschätzend zugleich sein kann. Während sie den Wert des Hinhörens veranschaulichen, zeigt die Comickünstlerin Weyhe, wie wichtig Offenheit und Selbstreflexion sind, um Kommunikation und gegenseitiges Verständnis zu fördern.

Um die anfangs gestellte Frage zu beantworten: Auch wenn sich die Radio-Stimmensendung hauptsächlich um kulturelle Aneignung dreht, erzählt die Graphic Novel „Rude Girl“ die Geschichte von Priscilla Layne. Ob sich Leser*innen nun mit der Protagonistin identifizieren oder – wie die Autorin – aus einer ganz anderen Realität auf diese Geschichte schauen: Priscilla Laynes Leben und ihr eigener Kommentar zu ihrem Werdegang sind in ihrer unkonventionellen Art ermutigend und erhellend.

Maike Cram ist Redakteur*in bei Radio Stimme.

¹¹ Es handelt sich um den Comic „Madgermanes“, ebenfalls im Avant-Verlag erschienen.

Die Sendung „Rude Girls dürfen das“ wurde am 18. April 2022 auf Radio Orange ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter www.radiostimme.at abrufbar.



das politische magazin
abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

Wien	Orange 94.0
Innsbruck	FREIRAD
Graz	Radio Helsinki
Kärnten / Koroška	Radio AGORA
Bludenz	Radio Proton
Salzburg	Radiofabrik
Linz	Radio FRO
Salzkammergut	Freies Radio Salzkammergut
Kremstal	Freies Radio B138
Oberpullendorf	Radio OP

Piran, Ostern 2022

Das Hotel Bernardin liegt in Portorož direkt am Meer. Es ist an einen Felsen gebaut, trägt stolze fünf Sterne und verströmt den Charme der 70er Jahre. Im Hotel führt ein Lift vom elften Stock, wo sich der Eingang auf einer Bergkuppe befindet, direkt an die Uferpromenade. Damit sind die Vorzüge des Hotels für Rollstuhlfahrer auch schon erschöpfend aufgezählt. Ein einziges Zimmer verfügt über ein behindertengerechtes Bad, weder die Freiluftbar im zehnten Stock noch der Meerwasserpool noch die Spa-Sektion sind ohne Stufen erreichbar, es fehlt weiters ein Behindertenparkplatz, darüber hinaus sind die Tische im Frühstücksbuffet und Restaurant mit dem Rollstuhl nicht unterfahrbar, man muss sich grotesk verrenken, um seinen Hunger zu stillen.

Rollstuhlfahrer sollten bei der Nahrungsaufnahme ohnehin Zurückhaltung üben, hatte der Dozent gemeint, worauf Groll in einem unbeobachteten Moment einen Klacks Himbeermarmelade in dessen Kaffee rührte. Dass die Zimmerpreise sich auf gehobenem mitteleuropäischen Niveau bewegen, komplettiert die Bestandaufnahme.

Die beiden Freunde sollten in den paar Ostertagen feststellen, dass Rampen und Behindertentoiletten in den slowenischen Restaurants weitgehend unbekannt sind. Was für ein Kontrast zu Italien, hatte Groll kopfschüttelnd gesagt. Beide Staaten haben die UN-Behindertenrechtskonvention ratifiziert, Italien war schon zuvor in hohem Maße barrierefrei, Slowenien und Kroatien stellen europäische Schlusslichter dar, Österreich liegt in diesem Ranking nahe bei seinen südslawischen Nachbarn.

Betrachtungen dieser Art anstellend, waren der Dozent und Herr Groll von Portorož nach Piran am Meer entlang spaziert. Auf der Uferstraße folgte eine Parkfläche der anderen, freie Plätze waren nirgendwo zu sehen. Nach Piran selbst durften nur Taxis und Anrainer. Shuttlebusse karrten Touristen in die kleine venezianische Stadt mit ihrer großartigen autofreien Piazza. Winzige Müllautos schwärmten durch die engen Gassen und sorgten für Sauberkeit. Das Wetter am Ostersonntag war heiter, manchmal brach die Sonne durch, aber der Fallwind von den Karsthügeln oberhalb der Bucht war eisig. In den Freiluftlokalen saßen die Touristen in Einheitsuniformen – dunkle Parkas mit breiten Wülsten – und taten sich an weißem Malvasia oder rotem Refosko götlich. Dazu verzehrten sie luftgetrockneten istrischen Pršut, Weißbrot und kleine schwarze Oliven.

Vor einer herrschaftlichen Villa parkten zwei schwarze Luxuskarossen, ein Bentley Bentayga und ein Lamborghini Urus. Beide trugen ukrainische Kennzeichen.

„Ich habe den Ekel in Ihrem Blick gesehen und möchte Sie höflich bitten, jetzt zu schweigen“, sagte der Dozent.

Er werde den Teufel tun, die Wirkung dieses obszönen Bildes zu zerreden, erwiderte Groll und fügte hinzu, ein Freund, der während der Fußball-EM 2012 in der Ukraine für ein Wiener Cateringunternehmen arbeitete, habe berichtet, dass die Dichte an Maybach-Limousinen vor den Luxuslogen in den Stadien beträchtlich gewesen sei.

„Da fällt mir ein: Wussten Sie, dass der Bentley auf einer Audi-Plattform steht?“

„Tatsächlich?“

Herr Groll bemühte sich, den skeptischen Unterton zu überhören. „Da spart man sein ganzes Leben brav, gönnt sich nichts und isst nur Erdäpfel mit Ersatzbutter, bis man endlich die dreihunderttausend Euro für einen Bentley in der Basisausstattung beisammenhat und dann steht das Ding auf einer Audi-Plattform! In Kärnten fährt jeder Volksschullehrer einen geleasteten Achtzylinder Audi. Wenn man als Lamborghini-Fahrer die Plattform mit einem Brot- und-Butterauto aus Ingolstadt an der Donau teilt, bleibt jegliche Exklusivität auf der Strecke!“

„Wenn man das nicht weiß, bleibt aber immer noch der Protzfaktor, und der ist beträchtlich“, versetzte der Dozent.

„Da mögen Sie recht haben“, gab Groll zu. „Sie können diese Perlen der Automobilkunst auch in Velden vor dem Hotel Schloss Wörthersee bewundern. Dort parken russische und ukrainische Oligarchen einträchtig nebeneinander.“

Ferruccio Lamborghini habe als Kühlschrankschmied und Hersteller von Traktoren begonnen, bemerkte der Dozent. Offensichtlich sei die Sportwagenschmiede, seit sie von Volkswagen geschluckt wurde, auf dem Weg zurück.

„Vom Hypersportwagen zum überdimensionierten Lieferauto“, vollendete Groll den Gedanken.

Der Dozent lächelte schmal.

„... und lossts eich nix gfoin!“

Willi Resetarits | 1948–2022

Willi Resetarits, geboren am 21. Dezember 1948 in Stinatz, einer kroatischen Ortschaft des Burgenlandes, verunglückte am 24. April 2022 tödlich. Sein Tod hat das ganze Land erschüttert. Er war ein „österreichischer Ausnahme-Entertainer und politisch engagierter Zeitgenosse“, wie es am Cover seiner Autobiografie heißt.

Die burgenländisch-kroatischen Wurzeln haben in seinem Leben eine große Rolle gespielt. Stinatz hat ihn zweifellos geprägt, die Sprache und Identität, mit der er als Kind nach Wien kam und die ihm Diskriminierung eintrug, die Sprache, die er damals in Wien ablegte und nur in Stinatz weiterhin sprach. Seine Identität als Minderheitenangehöriger hat wesentlich seine politische Sozialisation bedingt und mündete in einer politischen Haltung, die immer Stellung für Unterdrückte und Verfolgte bezogen und die sich in so vielen Facetten seines künstlerischen Schaffens niedergeschlagen hat.

Seine musikalische Karriere zuerst bei den Schmetterlingen und dann als Ostbahn-Kurti war außergewöhnlich und machte ihn wirklich prominent. Seiner politischen Haltung folgend setzte er diese Prominenz strategisch für ihm wichtige Anliegen ein: Er war 1993 einer der Initiatoren des „Lichtermeers“ und etwas später einer der Begründer des Integrationshauses (Eröffnung 1995).

Willi Resetarits schreibt über seine Motivation und die Erkenntnis, dass strukturelle Veränderungen allein nicht genügen: „Natürlich arbeitet man als politischer Mensch an der Veränderung der Verhältnisse, die einem unzureichend erscheinen. Sie sollen zugunsten der Benachteiligten oder politisch Verfolgten verändert werden. Ich habe aber jetzt begriffen, dass man auch Einzelnen helfen muss“ (Resetarits 2018:215). Zu der Zeit entstand auch der erste Kontakt zu **Initiative Minderheiten**.

Über eine ehemalige Mitarbeiterin konnten wir 1995 Willi Resetarits für einen kurzen Auftritt – gemeinsam mit Joško Vlasich von der burgenlandkroatischen Rockgruppe Bruji – in der Nationalbibliothek gewinnen. Wir präsentierten damals das Buch *6 x Österreich* von Gerhard Baumgartner über die österreichischen Volksgruppen. Es war eine wunderbare Veranstaltung, gekrönt durch die Musikalität von Willi. Etwa zur selben Zeit absolvierte er den legendären Auftritt mit seiner Mutter beim „Fest der

Freiheit“, den ich live hinter der Bühne miterlebte, weil ich für André Heller Minderheitenmusiken für das Programm vorschlagen sollte. Willi gehörte nicht zu meinen Vorschlägen, er war für das Programm als „Ostbahn-Kurti“ gebucht, trat aber allen Erwartungen zum Trotz mit seiner Mutter und dem a cappella gesungenen Stinatz Lied *Lipo ti je čuti* auf. Dieser Auftritt war ein Schlüsselerlebnis für mich, denn der Burgenlandkroate Willi Resetarits, der gleichzeitig politischer Aktivist und Rockmusiker war, schaffte es, mit einem Lied aus seiner Kindheit am richtigen Ort zur richtigen Zeit unglaublich viel zu bewegen. Musik als Ausdruck und Repräsentation von Minderheiten und als politische Botschaft.

In der burgenländisch-kroatischen Musikszene bewegte er mit seiner außergewöhnlichen Musikalität einiges: Im Jahr 1995 wirkte er an der Produktion der Bruji-CD *Simo tamo* mit, indem er deutschsprachige, aber auch zwei Stinatz Lieder beisteuerte, und im Jahr 2005 spielte er die Hauptrolle im Musical *Coming Home* von Christian Kolonovits. Es geht darin um die kulturelle Vielfalt des Burgenlandes und ums Nachhausekommen eines burgenländischen Amerika-Auswanderers, verkörpert von Willi Resetarits. Dabei lernte er einige „Buben“ aus dem Folkloreensemble *Kolo Slavuj*, nämlich Filip Tyran, Tome Janković, Palo Malý und Ruben Gludovacz, kennen und es entstanden die *BasBariTenori*. Mit ihnen wurde eine neue Musikrichtung geboren, die innerhalb und außerhalb der kroatischen Community mit großer Begeisterung aufgenommen wurde. Eine weitere Facette im unglaublich vielfältigen musikalischen Schaffen von Willi Resetarits.

Willi Resetarits hat Österreich geprägt, er war die Lichtgestalt in der Finsternis der rechtspopulistischen und xenophoben Entwicklungen und hat mit den Mitteln der Musikalität, des Schmäh und der Herzensbildung unglaublich viel bewirkt. Sein Werk wird weiterleben, aber er als eine Instanz, als „Trost- und Ratgeber“, wird schmerzlich vermisst.

Zitate aus:
Willi Resetarits (2018): *Ich lebe gerne, denn sonst wäre ich tot*. Textfassung: Christian Seiler. Christian Seiler Verlag.



Sehbehinderung und Arbeit.
Rekonfigurationen im digitalen Kapitalismus.
Von: Andrea Fischer-Tahir.
Bielefeld: transcript Verlag 2022.
310 Seiten; EUR 39,-
ISBN: 978-3-8376-6049-4

Die digitale Version ist auf der Verlagsseite
www.transcript-verlag.de
als Sofortdownload verfügbar.

Nicht irgendeine, sondern gute Arbeit

Dieses wissenschaftliche Buch liest sich wie ein Roman – so gut ist es geschrieben und so spannend sind die von Andrea Fischer-Tahir in einer Untersuchung zur Situation von stark sehbehinderten oder blinden Frauen und Männern am sich digitalisierenden Arbeitsmarkt aufgearbeiteten Themen.

Um zu erforschen, wie Teilnehmer:innen an Rehabilitationsmaßnahmen eines Berufsförderungswerks „die organisierten Versuche ihrer Anpassung an die digitale Transformation der Arbeitswelten wahrnehmen und deuten und in Bezug zu ihren eigenen Lebensentwürfen setzen“ (15), bediente sich die Autorin qualitativ sozialwissenschaftlicher Methoden. In Gruppendiskussionen und biografischen Interviews ging es ihr einerseits um Zwänge zur Anpassung an gesundheitliche Veränderungen und damit einhergehender Barrieren im beruflichen Feld. Andererseits standen jene Räume im Mittelpunkt des Interesses, wo diese Anpassungen stattfinden, wie diese konkret umgesetzt und von den Teilnehmer:innen erlebt werden. Schließlich interessierte Fischer-Tahir, wie die befragten Personen ihre beruflichen Lebensentwürfe aufgrund der im Laufe des Erwachsenenalters eingetretenen Sehbehinderung umgestalteten.

Alle Themen werden theoretisch spezifisch verankert, mit Bezügen etwa zu Disziplinarmacht und Gouvernementalität nach Foucault oder zu Bourdieus Formen von sozialem und kulturellem Kapital. Den großen Rahmen bildet die kritische Perspektive auf den digitalen Kapitalismus im Allgemeinen und auf digitalisierte Arbeitswelten als Hoffnungsträger für die berufliche Integration behinderter Menschen im Speziellen. Dies illustriert die Autorin nicht zuletzt durch die Verwendung einschlägiger Begriffe aus dem IT-Bereich für Zwischenüberschriften, etwa „System inkompatibel“ für die Beschreibung der Gegebenheiten des aktuellen Arbeitsmarkts für Arbeitnehmer:innen mit (Seh-)Behinderungen.

Ausführlich werden die Schwierigkeiten beschrieben, die sehbehinderte Menschen bei der Beantragung von assistierenden Technologien und bei Schulungen für deren Benutzung im beruflichen Alltag erleben. Viele Erfahrungsberichte zeigen, dass Rehabilitationseinrichtungen dem Stand der Technik einer sich rasant entwickelnden digitalen Arbeitswelt permanent nachhinken oder überhaupt zu wenig differenziert für spezifische Fachbereiche schulen. Gleichzeitig finden sich die Teilnehmer:innen einem sozialrechtlich verankerten und mächtig disziplinierenden System von Leistungsträgern – den finanzierenden Stellen – und den Rehaeinrichtungen als Leistungserbringern gegenüber, dem sie sich unterwerfen müssen, wollen sie Leistungen der beruflichen Rehabilitation in Anspruch nehmen.

Dass die damit verbundene, oft stundenlange Arbeit vor dem Bildschirm gerade für sehbehinderte Menschen gesundheitsschädigend und entgegen expliziter ärztlicher Empfehlung sein kann, erscheint bizarr und völlig kontraproduktiv, dürfte aber im Sinne des Diktats der Digitalisierung für den Beruf gängige Praxis sein. Auch die fehlende individualisierte Anpassung der Rehabilitations- und Schulungsmaßnahmen an das Vorwissen der Teilnehmer:innen sowie der alleinige Fokus auf Büroaktivitäten sind mehr Behinderung als Befähigung für die Überwindung von Barrieren in der Arbeitswelt. Gleichzeitig entwickeln die befragten Männer und Frauen unterschiedliche Formen von „Widerstandsressourcen“, etwa „die Fähigkeit zur Reflexion von erlebter Ungerechtigkeit“ (145) in dem „der Rehabilitation immanenten hierarchischen Machtverhältnis“ (177).

Die beruflichen Laufbahnen und Lebensentwürfe der Befragten wurden und werden durch eintretende Sehbehinderungen sowie durch die fehlende Bereitschaft von Arbeitgeber:innen, entstehende Barrieren zu überwinden, meistens völlig in Frage gestellt und müssen „rekonfiguriert“ werden. Dabei wird die Anpassungsleistung im Wesentlichen von den betroffenen Personen erwartet, die Bereitschaft von Arbeitgeber:innen, Anpassungen vorzunehmen, scheint verschwindend gering. Beruflicher Abstieg, Marginalisierung und Prekarisierung der Lebensverhältnisse sind auch bei hoch qualifizierten Arbeitnehmer:innen mit sich entwickelnder starker Sehbeeinträchtigung die Norm, gesundheitsgefährdende Arbeitsbedingungen inklusive. Dementsprechend fordert Fischer-Tahir in ihrem Fazit: „Wir sollten das Konzept von Partizipation an Arbeit dahingehend rekonfigurieren, dass es nicht um *Teilhabe an Arbeit* geht, sondern darum, *gute Arbeit zu haben*“ (294, Hervorhebung im Original).

Unterstützt Digitalisierung in all ihren Facetten gute Arbeit und gute Arbeitsbedingungen, dann kann sie mit qualitativ hochwertigen Schulungsmaßnahmen, die niederschwellig zugänglich sein müssen, ein wichtiges Element für berufliche Integration behinderter Menschen sein. Ist dies nicht der Fall, wirkt der aktuelle Hype um Digitalisierung als Königsweg hin zu einem inklusiven Arbeitsmarkt mit ziemlicher Sicherheit kontraproduktiv. Das veranschaulicht Andrea Fischer-Tahir im vorliegenden Band eindrucksvoll. ■

Petra Flieger

Gelobtes Haus, gelobtes Land

Im Original heißt Jonathan Garfinkels autobiografischer Roman „Ambivalence: Crossing the Israel Palestine Divide“. Dieser eher dokumentarisch anmutende Titel beschreibt das Unerhörte Unterfangen des Autors – Scheitern inklusive – wesentlich genauer als der Titel der deutschen Übersetzung „Gelobtes Haus“, der ironisch auf das „Gelobte Land“ anspielt.

Der Roman Jonathan Garfinkels ist keineswegs ironisch, sondern vielmehr in geradezu entwaffnender Weise ernst gemeint: Der Autor ist kanadischer Jude und in einer für die Diaspora typischen Vermengung von abstraktem Zionismus, religiöser Überlieferung und säkularer Umgebung aufgewachsen. Seine vom Kibbutz-Ideal geprägte Schule lehrt ihn den Glauben an die Heldenmythen rund um die israelische Staatsgründung, seine Familie ist gemäßigt gläubig, seine Freundin Judith auf der Suche nach einer stärkeren Verankerung in der Religion. In Israel sind sie alle nie gewesen und der Palästina-Konflikt wird gewohnheitsmäßig ausgeblendet.

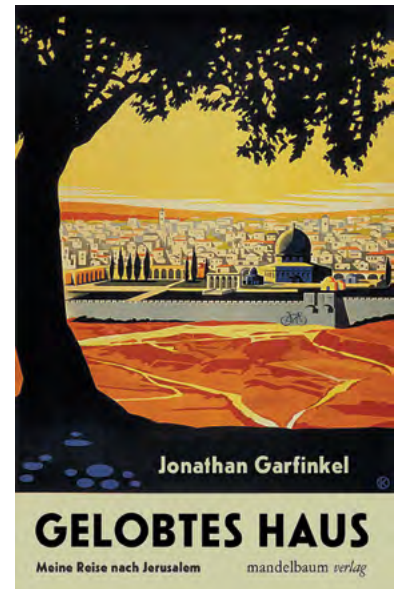
Als Jonathan jedoch in einer Filmvorführung die Palästinenserin Rana kennenlernt, die ihm wiederum von einem Jerusalemer Haus erzählt, in dem angeblich sowohl ein Araber als auch

ein Jude in unklaren, aber doch stabilisierten gemeinsamen Eigentumsverhältnissen wohnen, scheint ihm dies eine Metapher für den ersehnten Frieden – und ein idealer Stoff für ein Theaterstück, das er schreiben soll. Er reist also erstmals nach Israel, mit offenem Herzen, wachem Verstand, unzähligen Vorurteilen und dem ehrlichen Bemühen, die Geschichte dieses Hauses herauszufinden und das Land zu verstehen. Wir schreiben das Jahr 2004, die zweite Intifada ist in vollem Gange, die Angst vor Attentaten omnipräsent und die Situation in den besetzten Gebieten unerträglich. Auf seiner Reise trifft Jonathan linke Kibbutzim, palästinensische Aktivist*innen, orthodoxe Jüdinnen und radikale Siedler, er besucht Ramallah und Tel Aviv, Jerusalem und den Sinai, und er begreift, „dass es Stufen des Zuhörens gibt, eine ganze Archäologie des Verstehens“.

Garfinkels Buch ist keines der Wahrheiten oder Antworten, sondern vielmehr eines, das fragt und sich der gesamten Ambivalenz einer nach wie vor ungelösten Situation und ihren Konflikten aussetzt. Aus dieser Haltung entsteht dann tatsächlich auch ein tragikomisches Theaterstück, das in Israel von einer israelisch-palästinensischen Truppe in beiden Sprachen gespielt wird – unter den Umständen ist das schon viel.

2007 ist das Buch im Original erschienen und dass es tatsächlich 15 Jahre gedauert hat, bis es auf Deutsch einen Verlag gefunden hat, ist erstaunlich. Die eigentliche Tragik aber liegt darin, dass es sich heute noch genauso aktuell wie damals liest – denn das bedeutet, dass die Situation heute genauso ungelöst ist wie in den Jahren 2004, 2005 ...

Jessica Beer



Gelobtes Haus.
Meine Reise nach Jerusalem.
Von: Jonathan Garfinkel.
Wien: Mandelbaum Verlag 2021.
352 Seiten; EUR 22,-
ISBN: 978385476-991-0

Wie wir leben

Der Band „Nach der Heimat“ der an der Universität Innsbruck lehrenden Autoren Erol Yildiz und Wolfgang Meixner widmet sich in zehn Kapiteln neuen Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft, wie der Untertitel richtig verspricht.

Der Fokus der Überlegungen ist im Eingangskapitel „Viele Gesichter der Beheimatung“ skizziert: „Der hier gewählte Titel Nach der Heimat signalisiert [...] nicht die völlige Abkehr von diesem vielbeschworenen Begriff, sondern einer *Perspektivenwechsel, eine Öffnung*. Er bezeichnet einen nachdenklichen, reflexiven Zugang zum Begriff Heimat im Hier und Heute, ein Um- und Neudenken jenseits ideologisch-nationaler Deutungen. Wir wollen den Blick öffnen auf ein *vielschichtiges und hybrides Konzept von Heimat*, das je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen entfalten kann. Schnell wird sich dabei eine *Topografie des Möglichen* abzeichnen. *Neue Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft* entstehen aus der Lebenswirklichkeit von Menschen in einer globalisierten, durch geografische und digitale

Mobilität und durch zunehmende Vielfalt geprägten Gesellschaft.“

Diesem Vorsatz getreu spannt das Buch den Bogen von der begrifflichen und historischen Bestandsaufnahme über illustrative Fallbeispiele migrantischer Lebensrealitäten hin zu einer den hoffnungsvoll-progressiven Ausblick integrierenden Conclusio – ein Plädoyer für die historisch gewachsene Normalität von „mehrheimischen“ Gesellschaften. Dabei finden Belege aus der deutschsprachigen Literatur ebenso ihren Platz in der Argumentation wie philosophische Überlegungen und Einsichten sowie Forschungsergebnisse aus den relevanten Feldern, und der Blick auf die Alltagssprache.

Das Abklopfen des Begriffes *Heimweh* auf seinen gesellschaftsdokumentarischen Gehalt weitet das Verständnis für die

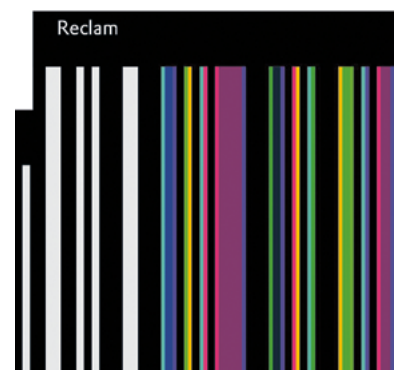
unterschwellig mitschwingenden (gesellschaftlichen wie politischen) Konnotationen, ist doch der Gegenspieler des Heimwehs das Fernweh. Beide gemeinsam sprechen von der Balance, dem inneren Ruhepol des Sich-an-Orten-Wohlfühlens. Fehlt diese Balance, kommen sie beide zum Greifen, das Heimweh wie das Fernweh, das die einen in die Ferne, die anderen zurück an ihren Geburts- oder Wohnort zieht, und koppeln so ruck auf die Substanz des Konzeptes Heimat.

Die Vielschichtigkeit solcher Zusammenhänge macht der vorliegende Band in seinen Ausführungen deutlich – in einem der Reihenausrichtung entsprechend konzisen und informativen Stil, der „Nach der Heimat“ zu einem anregenden und lesenswerten Buch macht.

Veronika Bernard

[Was bedeutet das alles?]

Erol Yildiz /
Wolfgang Meixner
Nach der Heimat
Neue Ideen für eine
mehrheimische Gesellschaft



Nach der Heimat.
Neue Ideen für eine mehrheimische
Gesellschaft.
Von: Erol Yildiz und Wolfgang Meixner.
Reihe: [Was bedeutet das alles?]
Reclam 2021.
75 Seiten; EUR 6,-
ISBN: 978-3-15-014060-4

stimme 124 >>

Zeitschrift der Initiative Minderheiten



Jenische

Die Sichtbarmachung der **Jenischen** in Gegenwart und Vergangenheit sowie ihr Beitrag zur Tiroler Geschichte sind seit 2016 ein Schwerpunkt der **Initiative Minderheiten Tirol**. In der Herbstausgabe der **Stimme** stellen wir der herabwürdigenden Stereotypisierung und Romantisierung der fahrenden Lebensweise ein realistisches Bild der Traditionen, Kultur und Lebensformen dieser Minderheit entgegen.

stimme Abonnieren!

50+1

das einzige minderheitenübergreifende Magazin in Österreich

für fundierte Auseinandersetzung mit Menschenrechten, Demokratie, Gleichstellung, Selbstbestimmt Leben, Migration, minoritären Bewegungen u. v. m.

Jedes Abo ist ein Geschenk zum verlängerten Geburtstag und dringend nötig

4 Ausgaben/Jahr € 20,-
abo@initiative.minderheiten.at

Initiative Minderheiten
Erste Bank
IBAN: AT60 2011 1838 2586 9200
BIC: GIBAATWWXXX

stimme.minderheiten.at

Macht der Musik



Minderheitenpolitische Interventionen

Die Tagung „Macht der Musik. Minderheitenpolitische Interventionen“ geht der Rolle von Musik und Tanz in minoritären Zusammenhängen in Österreich nach. An zwei Tagen treffen Musiker*innen/Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen aufeinander, um anhand unterschiedlicher thematischer Schwerpunkte Musik- und Tanzpraxis, politischen Aktivismus und ethnomusikologische Forschung miteinander in Austausch zu bringen. Eine Filmreihe, ein Konzert und eine abschließende Party begleiten die Tagung.

Mit: Salah Ammo, Katrin Blantar, Karin Cheng, Isabel Frey, Marie-Thérèse Kiriaky, Lens Kühleitner, Babak Nikzat, Gabriela Novak-Karall, Esra Özmen, Hamidreza Ojaghi, Sakina Teyna, Filip Tyran, Joško Vlasich u. v. m.

Fr, 28. –
Sa, 29. 10.
2022

Eine Veranstaltung des Music and Minorities Research Center (MMRC) der mdw – Universität für Musik und darstellende Kunst Wien und der Initiative Minderheiten. Begleitende Filmreihe in Kooperation mit dem Filmcasino Wien.

musicandminorities.org/macht-der-musik







» die nächste **stimme** erscheint im Oktober 2022

Österreichische Post AG SP 21Z042257 S | Abs. Initiative Minderheiten, Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | Stimme Nr. 123 | ISSN: 2306-9287



 **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

 **Bundesministerium**
Bildung, Wissenschaft
und Forschung

